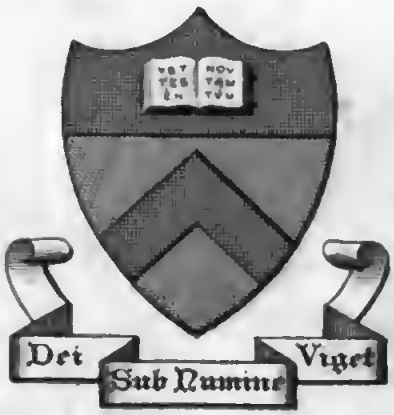
Princeton University Library
32101 068360153

3492
.8
.393

Digitized by Google

3492
.6
.393

Library of



Princeton University.

Presented by

Mr. Kargé.

Temme

Die

Verbrechen.

Vom Verfaſſer

der

neuen deutſchen Zeitbilder u. ſ. w.

Viertes Bändchen.

Leipzig,

Hermann Schultze.

—

1855.

(RECAP)

3492
8
393
.4

Druck von E. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

1.

Die geistreiche Gesellschaft.

Es war zu Ende der Wintersaison. Bei der Frau von Tettenhoven war eine geistreiche Gesellschaft versammelt. Die geistreichen Gesellschaften waren von den großen Residenzstädten und kleinen Universitätsstädten schon bis zu den kleinen Residenzen — heruntergekommen, wenn man will, gleich altgewordenen Sängerinnen, die mit der dünner und heiserer werdenden Stimme von den großen Hofbühnen zuerst zu den Nationaltheatern, dann zu den Provinzialschaubühnen und zuletzt, wenn die Stimme völlig „cassirt" ist, zu wandernden Schauspielertruppen hinunter müssen, um das Leben zu fristen. Die Frau von Tettenhoven war in der kleinen Residenz die geistreichste Dame; ihre Gesellschaften waren daher auch die geistreichsten in

V. X
145019

der kleinen Reſidenz. Es wurde bei ihr Thee getrunken und Butterbrod gegeſſen und dabei wurde muſicirt und deklamirt; manchmal kam zu dem Butterbrod kalte Küche, und zu der Muſik und Deklamation Auflöſung von Rebus, Liebhabertheater oder Vorleſen neuer Dramen, oder ſogar Götheſcher oder Shakſpeareſcher Stücke, unter Rollenvertheilung. Zu einer gewiſſen Zeit wurde ſogar die Antigone von Sophokles ſo vorgeleſen. Frau von Tettenhoven war eine ſo geiſtreiche Frau, daß ſie nicht einmal blos Adlige in ihre geiſtreichen Geſellſchaften zog, ſondern auch bürgerliche Künſtler und Gelehrte, und ſelbſt bürgerliche Nichtkünſtler und Nichtgelehrte. Sie wollte zwar nicht geradezu behaupten, daß die Geſellſchaft dadurch an Geiſtesreichthum gewinne; allein der Engliſche Geſandte in Berlin verfuhr auch ſo, und da dies in den öffentlichen Blättern mit vielem Lobe anerkannt wurde. ſo konnte es auch in der kleinen Reſidenz wenigſtens nicht ſchaden.

Die geiſtreiche Geſellſchaft bei der Frau von Tettenhoven war heute beſonders zahlreich, und deshalb auch geiſtreicher als ſonſt zuſammengeſetzt. Außer den gewöhnlichen Gäſten und mehreren Fremden, die ſich ſchon ſeit einiger Zeit in der Reſidenz befanden, war eine berühmte Sängerin da, die auf ihrer Reiſe von

Wien nach Paris ſich einige Tage zum Beſuche bei einer Jugendfreundin aufhielt; ferner ein Profeſſor von einer auswärtigen Univerſität, der dort mit ſeinen Collegen zerfallen war, und einen „Ruf" an die Landesuniverſität nachſuchte, denn das Ländchen, das zu der kleinen Reſidenz gehörte, hatte auch eine Univerſität, und ſogar eine recht beſuchte; endlich ein großer Deutſcher Kritiker, der gleichfalls ſchon ſeit mehreren Tagen in der Reſidenz war, um von dem Fürſten den Hofrathstitel zu erlangen.

Das Gros der Geſellſchaft hatte ſich um die berühmte Sängerin verſammelt. Am meiſten hatten ſich um ſie gedrängt die drei Töchter der Wirthin, die ſich alle drei rühmten, gleichfalls ausgezeichnete Sängerinnen zu ſein; mit ihnen wetteiferten ein paar andere Fräulein, die ſich einer nicht minderen Auszeichnung rühmten; daß die jüngeren und die Mehrzahl der älteren Herren ſich um die zugleich ſchönen Damen drängten, verſteht ſich von ſelbſt.

Der aſpirirende Profeſſor und der Hofrathsaſpirant gehörten nicht zu den Verehrern der berühmten Sängerin; ſie fühlten, daß ſie ſelbſt ſoviel, im Grunde weit mehr werth ſeien, als jene, und daß, wenn das wahre Verdienſt beachtet werde, die Geſellſchaft *ihnen* den Hof machen müſſe; ſie fühlten ſich zurückgeſetzt.

Vielleicht etwas Aehnliches mochten einige ältere Damen und Herren fühlen, die ſich ſeitab beobachtend gruppirt hatten. Sie waren ſämmtlich von gutem Adel, und es waren ſogar die Oberhofmeiſterin der Fürſtin und der Oberkammerherr des Fürſten darunter. Ihre Unterredung beſchäftigte ſich mit der Sängerin.

Es war unter ihnen auch ein altes, dickes Landfräulein, wie man ſagte das reichſte Fräulein des Landes, die, ſonderbarer Weiſe, wegen ihres Reichthums ledig geblieben war; ſie hatte unter dem pauveren Adel des Landes Niemanden gefunden, den ſie würdig geachtet hatte, mit ihrem Reichthume beglückt zu werden; einen Bürgerlichen zu heirathen, war ſie eben zu adelig, und einen Fremden, zu patriotiſch geweſen.

Ich hoffe, ſagte dieſes alte, dicke und reiche Landfräulein, die Perſon wird doch noch ſingen. Ich bin expreß darum in die Stadt gekommen.

Der Eigenſinn ſolcher Künſtlerinnen iſt groß, meine Gnädige, bemerkte der Oberkammerherr.

Es wäre aber doch nur ihre verdammte Schuldigkeit.

Das dicke Fräulein vom Lande pflegte auch in der Reſidenz ſich nicht zu geniren, namentlich nicht in ihrer gewöhnlichen ländlichen Ausdrucksweiſe.

Die Oberhofmeiſterin wurde freilich von dieſer

Ausdrucksweiſe ſo ergriffen, daß in ihrem Geſichte jedesmal der Ausdruck des Gefühls wie einer plötzlichen tüchtigen Ohrfeige zu leſen war.

Der Hofmarſchall lachte darüber, und richtete an das Landfräulein die Frage:

Schuldigkeit, meine Gnädige?

Nun ja, warum hätte man ſie denn hierher eingeladen?

Iſt doch auch jener lange, dürre Profeſſor eingeladen, deſſen Geſicht ausſieht wie eine Sandwüſte, und —

Wie eine Sandwüſte! Herrlich! herrlich! rief das Fräulein.

Genial! lachte eine alte Gräfin.

Auf Ehre, gut! bemerkte ein noch älterer Oberſt.

Ihre Hoheit werden ſich über den witzigen Einfall amuſiren, verſicherte die Oberhofmeiſterin.

Bitte unterthänig für den armen Mann, ſagte ernſthaft der Direktor im Cultusminiſterium; wenn die Bemerkung zu den Allerhöchſten Ohren käme, ſo könnte das der Carrière des Mannes ſchaden, und zugleich auch unſerer Landesuniverſität; denn ich habe die Ehre, Eurer Excellenz zu verſichern, daß jener Profeſſor ein Gewinn für ſie ſein würde.

Dieſes Geſicht, Herr Geheimerath? rief das dicke Fräulein.

Es gehört zu den beſſeren, unter den jetzigen Gelehrten.

So behüte uns Gott vor den anderen!

Uebrigens, nahm der Oberkammerherr wieder das Wort, wird meine harmloſe Bemerkung dem gelehrten Manne nicht ſchaden.

Die Sandwüſte?

Ein guter Einfall über einen Dummen verſchafft dieſem mehr Carrière, als alle Klugheit dem Klugen.

Beſonders bei Hofe? fragte das dicke Fräulein. Aber fahren Sie fort, Excellenz. Sie ſprachen von dem Profeſſor und wollten von noch Jemandem ſprechen.

Zu Befehl. Ich wollte mich beehren, Sie zu fragen, meine Gnädige, warum denn dieſer dürre Profeſſor und jener kleine, fette Literat eingeladen ſeien! Doch nicht auch zum Singen?

Und warum nicht, wenn ich fragen darf? Jeder von dieſen Leuten iſt eingeladen, um mit dem, was er verſteht, die Geſellſchaft zu amuſiren. Mein Gott, warum denn ſonſt? Und wenn nun dieſer Profeſſor beſſer zu ſingen als über ſein Fach zu ſprechen verſteht, warum ſollte er denn nicht auch ſingen müſſen?

In der That, fiel etwas geheimnißvoll der Direktor im Cultusminiſterium ein, er ſoll Geſangtalent haben.

Er hat mir auch, um sich zu empfehlen, mitgetheilt, daß zu seinen Eigenschaften, welche die Studenten in seine Vorlesungen zögen, auch seine Gesangfertigkeit gehöre.

Und er liest?

Allerlei: Astronomie und Classiker, Interpunktion, den Reinecke Fuchs und so weiter.

Ah, ah, er ist trotz jenes Gesichtes wohl selbst eine Art von Reinecke Fuchs?

Wenigstens ein Gewinn für eine Universität. Er soll durch allerlei Mittel, wie Sie schon aus dem Mitgetheilten ersehen, eine bewunderungswürdige Anziehungskraft auf die Studenten ausüben.

Aber, meine Herren, rief die Oberhofmeisterin, dieser Professor übt auch auf Sie seine Anziehungskraft aus. Wir kommen von unserer Sängerin ab.

Sie scheint noch immer ihre Schuldigkeit nicht anerkennen zu wollen.

Es wäre empörend, wenn sie sich nicht hören ließe.

Empörend? Unverzeihlich wäre es. Hat doch Frau von Tettenhoven um ihretwillen jene vulgäre Person einladen müssen.

Welche, meine Gnädige?

Jene kleine Frau dort, mit den feuerrothen Bändern an der Mütze.

Und dem weißen Shawl?

Dieſelbe.

Ich glaube wahrhaftig, der Shawl iſt von Baumwolle.

Wohl möglich.

Die Frau iſt hübſch, bemerkte der alte Oberſt.

Pah! Aber wer iſt ſie? Ich hatte ſie noch nicht bemerkt.

Wer ſie iſt? Ich kann es Ihnen im Vertrauen ſagen. Die Tettenhoven hat es mir mitgetheilt, aber es ſoll nicht weiter verbreitet werden!

Sie machen uns neugierig.

Zum Teufel, ich erkenne ſie —

Herr Oberſt, wenn der Fluch bei Hofe bekannt würde!

Verzeihen Sie, Excellenz; aber die Ueberraſchung war zu groß. Es iſt die Frau meines Feldwebels.

Eine Feldwebelfrau!

In unſerer Geſellſchaft!

Das iſt unerhört!

Die gute Tettenhoven übertreibt!

Nächſtens wird ſie die Regimentswäſcherinnen einladen!

Sie wird ihre Geſellſchaften in Verruf bringen!

Nicht blos die ihrigen; auch die der ganzen Reſidenz.

Und die Reſidenz mit.

Aber, verſchaffte ſich das dicke Fräulein zuletzt Luft, ich muß meine Freundin in Schutz nehmen. Sie hat der Geſellſchaft ein Opfer bringen müſſen. Glauben Sie mir, mit dem ſchwerſten Herzen. Die Perſon, die Sängerin, wollte nicht herkommen, wenn ihre Freundin, um deretwillen allein ſie ſich hier aufhalte, nicht mit eingeladen würde.

Welche Unverſchämtheit!

Eine ungeheure Anmaßung!

Das charakteriſirt dieſe Perſon!

Die Freundin einer Feldwebelsfrau! Alſo ohne Geburt, ohne Erziehung!

Nichts wie das bischen Singen!

Und noch ſingt ſie nicht einmal!

Sehen Sie, wie Recht ich hatte, als ich von ihrer verdammten Schuldigkeit ſprach!

Geben Sie Acht, ſie wird gar nicht ſingen.

Sie fürchtet vielleicht Einbuße bei einem öffentlichen Conzerte für Geld?

Sie könnte ſich doch in dieſer Geſellſchaft bekannt machen, ſelbſt für den Hof, bemerkte ein Kammerjunker, der bisher noch nicht geſprochen hatte.

Sie iſt bekannt genug.

Aber wir haben hier einen ſehr delikaten Geſchmack, beſonders der Hof.

Sie wird gar nicht öffentlich hier auftreten.

Sie wird das Urtheil des Hofes und des Adels hier fürchten.

Ach, ſchwätzen Sie doch nicht, rief ärgerlich das dicke Fräulein. Sie kommt ja von Wien und geht nach Paris.

Aber der hieſige Hof —

Ei was, ich will es Ihnen ſagen: es iſt ihr hier nicht der Mühe werth.

Die Oberhofmeiſterin hatte eine Tochter, welcher der Neffe des dicken Fräuleins den Hof machte. Die Oberhofmeiſterin und alſo auch ihre Tochter waren arm; der Neffe war der nächſte Erbe des reichen Fräuleins. Die Oberhofmeiſterin war daher ſehr zuvorkommend gegen das Fräulein. Deshalb hatte ſie auch vorhin ruhig die Ohrfeige hingenommen. Sie neigte ſich zu dem Ohre des Fräuleins.

Sie haben das Richtige getroffen, meine Freundin. Die Perſon hat einen entſetzlichen Hochmuth. Denken Sie ſich, ſie hat es abgeſchlagen, bei Hofe zu ſingen.

Was? Unmöglich.

Rund abgeſchlagen.

Dieſe Frechheit!

Und man hatte ſogar die Egards beobachtet, ſie nicht zu Hofe zu befehlen, ſondern einzuladen.

So herablaſſend!

Und gar durch den Hofmarſchall ſelbſt.

Perſönlich?

Perſönlich. Ja, ſelbſt eine Hofequipage war ihr angeboten.

J, dieſe Kröte!

Die Oberhofmeiſterin mußte ſich an der Sophalehne halten, um bei dieſer zweiten Ohrfeige ſich nicht zu überſchlagen. Sie nahm auch ſie hin.

Der arme Hofmarſchall that mir leid, fuhr ſie fort. Er hatte ſich ſo alterirt, daß er kaum gehen konnte. Er liegt zu Bette ſeitdem. Er hat auch Grund dazu. Denken Sie ſich, meine Liebe, aber im engſten Vertrauen, als er zurückkam von ſeiner verunglückten Miſſion, den Allerhöchſten Herrſchaften Bericht abſtattete, wurden Seine Hoheit ſo entrüſtet, daß Sie von Mangel an Geſchick ſprachen, und Ihre Hoheit die Fürſtin ließen ſogar im Abgehen ziemlich laut das Wort Betiſe fallen.

So etwas erleben zu müſſen! rief das dicke Fräulein.

Ach ja, wir am Hofe haben manchmal auch einen harten Stand. Aber wiſſen Sie, was ich wünſche?

Nun?

Daß die Perſon recht ſchlecht, ganz erbärmlich

ſingen möchte. Nur um das zu hören, bin ich hergekommen. Es wäre ein Triumph für den Hofmarſchall und auch für den Hof.

Ein lautes Lachen unterbrach ſie.

Während der geheimnißvollen Unterredung der beiden Damen hatten die anderen Damen der Gruppe lautere Bemerkungen über die Sängerin gemacht.

Haben Sie ihre Toilette ſchon betrachtet?

Sie iſt ſonderbar genug.

Ihr Shawl ſcheint gleichfalls von Baumwolle zu ſein, wie der ihrer Freundin, der Feldwebelfrau.

Die ganze Toilette iſt ſo ärmlich!

Künſtlerhochmuth!

Es ſoll vielleicht eine zarte Rückſicht gegen die Feldwebelin ſein.

Vielleicht, bemerkte der Kammerjunker, lebt ſie in pauvren Umſtänden.

Pah, ſehen Sie nicht das brillantene Diadem auf ihrer Stirn? Das iſt ſeine zehntauſend Thaler werth; ich verſtehe mich darauf.

Es mag auf ſchöne Weiſe verdient ſein!

Auf ſchöne? Finden Sie ſie ſchön? fragte ein junger Herr, der ſich in die Gruppe gemiſcht hatte.

Wen, Herr von Kronach, die Perſon?

Sie hat angenehme Züge.

Pah, blaß, fatiguirt.

Eine feine Taille.

Und welche wundervollen Zähne!

Alle Wetter! rief der Herr Georg von Kronach, wie der Ruf einer Sängerin zu verblenden vermag! Schöne Zähne? Sie trägt ja ein vollständiges künstliches Gebiß. Sehen Sie denn die Golddrähte nicht? Und blicken Sie einmal genau hin, das Gebiß ist schon wakelig geworden. Wahrhaftig, ein Zahn sitzt schon ganz lose; er macht Promenaden im Munde. Nun, auf den Gesang bin ich begierig, der zwischen diese Zahnreihen hindurch flöten wird.

Die ganze Gruppe brach in ein lautes Gelächter aus.

Die Wirthin nahete sich der Gruppe, eine tadellose Dame der Mode und der Gesellschaft.

Darf ich fragen, was die Heiterkeit dieser liebenswürdigen Gruppe erregt hat?

Bis zu dem Gesange der Sängerin, antwortete der Herr von Kronach, entzückt uns einstweilen ihre Zugabe.

Die Frau von Tettenhoven zuckte die Achseln.

Wir werden dafür einen hohen, in unserer Residenz einzigen Genuß haben. Der heutige Abend macht mich überhaupt glücklich. Diese berühmte Sängerin,

der berühmte Kritiker, der berühmte Profeſſor, ſodann an Fremden noch die Frau von Winkler, eine der liebenswürdigſten und reichſten Wittwen, —

Frau von Winkler hier? rief der Herr von Kronach.

Ich erwarte ſie jeden Augenblick. Ferner —

Sie kennen Sie, Herr von Kronach?

Entfernt.

Und Sie haben noch nicht von ihr gehört?

Ich bin erſt ſeit geſtern in der Reſidenz.

Erzählen Sie uns von ihr. Eine intereſſante Dame, die ſich viel in der Welt bewegt haben muß.

Das hat ſie.

Erzählen Sie.

Nachher, wenn Sie befehlen. Ich würde jetzt die gnädige Frau unterbrechen.

Ferner ein überaus geiſtreicher junger Mann aus Hannover, von dem Hannöverſchen Geſandten mir beſonders empfohlen, Herr Herborn.

Auch der! rief der Herr von Kronach.

Sie kennen ihn gleichfalls?

Entfernt.

Endlich hat ſich heute zum erſten Male Sir Arthur Brown bewegen laſſen, meine Geſellſchaft zu beſuchen.

Diesmal war der Herr von Kronach nicht der einzige Erſtaunte.

Der reiche Engländer!

Der myſteriöſe Mann!

Der edle Wohlthäter!

Der eifrigſte Beförderer der Bekehrung der Juden! Dies rief der Oberkammerherr.

Die Oberhofmeiſterin rief lauter:

Der noch eifrigere Beförderer der Bekehrung der Heiden!

Seine Hoheit der Fürſt werden glücklich ſein, von ihm zu hören.

Ihre Hoheit die Fürſtin werden entzückt ſein.

Der Fürſt des Landes hatte einen Verein zur Bekehrung der Juden in ſeinem Lande geſtiftet; die Fürſtin einen zur Bekehrung der Heiden außerhalb des Landes. Jeder von ihnen war eiferſüchtig auf ſeinen Verein. Darüber, daß die Fürſtin dabei nur von der edelſten, alle Menſchen umfaſſenden chriſtlichen Liebe geleitet ſei, war man allgemein einverſtanden. Dem Fürſten wollten manche Leute nicht ganz uneigennützige particuläre Abſichten beilegen. In dem Lande wohnten mehrere ſehr reiche jüdiſche, dagegen, wie ſchon bemerkt, viele, aber faſt nur arme adlige Familien. Jene waren ſogar ſchon im Beſitze mancher Güter der letzteren. Eine Bekehrung zum Chriſtenthume war mindeſtens eine Anbahnung zu einer weiteren Aufhebung von Gegenſätzen.

Die Frau vom Hauſe mußte neue Gäſte empfangen: die Frau von Winkler, Fräulein Anna von Rudnitz, Herrn Herborn.

Die Frau von Winkler ſah leidend aus; noch leidender der Herr Herborn, am leidendſten Fräulein Anna von Rudnitz.

Und die liebe Helene? fragte die Frau von Tettenhoven Fräulein Anna.

Ich muß ſie vielmals entſchuldigen; ſie wollte die Tante nicht allein laſſen.

Die arme Frau von Senden! Noch immer nicht beſſer?

Ihr Zuſtand verſchlimmert ſich leider. Auch ich glaubte ſie nicht verlaſſen zu dürfen. Sie befahl mir.

Die Gute!

In der Umgebung der Sängerin entſtand ein plötzlicher, allgemeiner, geräuſchvoller Aufbruch. Die berühmte Künſtlerin bewegte ſich zu dem Flügel. Alles folgte ihr, eben ſo ehrerbietig wie triumphirend.

Gleichzeitig begann ein korpulenter ältlicher Herr eilfertig und geſchäftig den Salon und die anſtoßenden Geſellſchaftszimmer zu durchſtreifen.

Pſt! Pſt! rief er Jedem zu. Sie wird ſingen. Es wird ein magnifiker Genuß werden!

Er kam auch zu Fräulein Anna.

Ihr trauriges Geſicht erheiterte ſich unwillkührlich.

Auch hier der Chevalier? rief ſie.

Pſt, pſt, liebe Anna, flüſterte der Herr von Gutjahr.

Und Sie erkundigen ſich nicht einmal nach der Tante?

Pſt, pſt, ſie kann nicht das leiſeſte Geräuſch vertragen, wenn ſie ſingt. Sie wäre im Stande, ſofort abzubrechen.

Er glitt weiter.

Die Sängerin begann zu ſingen, unter in der That faſt athemloſer Stille der Geſellſchaft. Sie ſang auch wirklich vortrefflich, ihrem hohen Rufe entſprechend.

Ein allgemeiner Beifallsſturm erſcholl, als ſie endigte. Nur drei Herren klatſchten nicht mit, der berühmte Profeſſor, der berühmte Literat und Herr Georg von Kronach.

Der Profeſſor und der Literat hatten den ganzen Abend einander gemieden, obwohl ſie Leidensgefährten darin waren, daß man ſie über der Sängerin überſehen hatte. Durch Zufall ſtanden ſie während des allgemeinen Klatſchens nicht weit von einander.

Die Herren klatſchen nicht? fragte der Herr von Kronach ſie.

Der Profeſſor verbeugte ſich ſchweigend.

Der Literat erwiederte: Soviel ich bemerkte, haben Sie ebenfalls nicht geklatſcht, Herr Baron.

Ich habe keinen Sinn für ſolche Künſte.

Zu große Beſcheidenheit, bemerkte mit einer neuen Verbeugung der Profeſſor.

Sind Sie der Meinung?

Der Profeſſor verbeugte ſich, zum dritten Male, verlegen.

Aber darf ich fragen, warum Sie nicht Beifall ſpendeten?

Ich muß geſtehen, antwortete der Profeſſor, wiederum ſich verbeugend, daß ich an die Künſtler ſehr große Anſprüche mache.

Und Sie haben ſich nicht befriedigt gefunden?

Nicht völlig. Der getragene Geſang der Dame war mir nicht getragen genug, und der Coloraturgeſang hatte nicht Coloratur genug.

Sie ſind ein Kunſtkenner.

Der Profeſſor verbeugte ſich, zum fünften oder ſechſten Male, nicht verlegen, aber mit Selbſtbewußtſein.

Darf ich fragen, wandte ſich der Literat etwas boshaft an ihn, was Sie unter getragenem und unter Coloraturgeſang verſtehen?

Der Herr ſind ja wohl Mitarbeiter an den

Grenzboten? fragte der Profeſſor nicht minder boshaft zurück.

Was ſoll das?

Die Grenzboten wiſſen Alles.

Alſo noch etwas mehr als die Vielwiſſer.

Der Herr von Kronach lachte laut.

Darum klatſchten Sie auch wohl nicht, Herr Doctor?

Bewahre, kam der Profeſſor der Antwort des Mitarbeiters an den Grenzboten zuvor. Die Grenzboten beklatſchen aus Grundſatz Niemanden als ihre Freunde.

Wir haben nur Freunde, die des Lobes werth ſind.

Pah, den Gemeinplatz haben Sie aus Auguſt Wilhelm von Schlegel.

Aus Grundſatz, ſagten Sie? fragte der Herr von Kronach.

Es iſt der Grundſatz der genialen Mittelmäßigkeit, die Sie überhaupt in jenem Blatte vertreten finden, bemerkte der Profeſſor.

Der Herr Profeſſor gehört wohl nicht zu Ihren Freunden, Herr Doctor?

Mich dünkt, Herr Baron, Sie können ihm das anhören und anſehen.

Und ich, mein Herr Jenenſiſcher Doctor der Philo-

ſophie, ſagte der Profeſſor mit Ingrimm, pflege meine Freundſchaft nicht wegzuwerfen.

Ein würdiges Paar der literariſchen Straßenbalgerei! rief laut, und laut lachend, der Herr von Kronach, von den Beiden ſich abwendend.

Die Sängerin begann ein zweites Stück. Alles drängte ſich wieder zu ihr, und lauſchte wieder den bezaubernden Tönen mit angehaltenem Athem.

Der Herr von Kronach verließ leiſe und unbemerkt den Saal. Er ging in ein Nebenzimmer. Anna von Rudnitz hatte ſich, von ihm nicht unbemerkt, dahin zurückgezogen. Sie ſaß ſinnend und ſeufzend in einer Sophaecke. Sie bemerkte den Herrn von Kronach erſt, als er ſchon an ihrer Seite war. Sie wollte aufſpringen. Er drückte ſie mit kräftigem, rohem Arm zurück.

Ich rufe Hilfe, Unverſchämter.

Thun Sie das nicht, Anna, um Ihretwillen.

Was wollen Sie von mir?

Nur ſehr wenige Worte mit Ihnen plaudern. Ihre liebe Freundin, die tugendhafte Frau von Winkler, iſt hier?

Ich bin mit ihr gekommen.

Sie will Sie an den Herrn Herborn verkuppeln?

Schämen Sie ſich.

Der ihrer ſatt iſt?

Das Fräulein ſchwieg.

Ich glaube, Sie ſind ſchon halb und halb verkuppelt.

Herborn iſt ein edler Mann, dem ich tauſendmal lieber meine Hand reichen würde, als Ihnen.

Möglich, wiewohl ich dabei dieſes abgehärmte Geſicht und dieſe ſchweren Seufzer nicht begreife.

Das Fräulein erröthete.

Hören Sie, Anna, ich will nicht, daß Sie den Menſchen heirathen.

Sie?

Ja, ich. Sie kennen meine Abſichten auf Sie.

Und Sie meine Abneigung gegen Sie.

Die wird ſich ſchon geben. Später. Jetzt verlange ich Eins von Ihnen: das feſte Verſprechen, daß Sie dem Herborn den Abſchied geben und ihm geradezu erklären, daß Sie ihn nie heirathen werden.

Sie ſind ein Unverſchämter.

Zwingen Sie mich nicht, es zu werden. Geben Sie mir das Verſprechen, jetzt, auf der Stelle, binnen drei Tagen den Menſchen zu verabſchieden, oder —

Oder? Sie machen mich neugierig, mich, die ich vor Ihren prahleriſchen Drohungen mich nie gefürchtet habe.

Oder ich theile ſofort nach Beendigung jenes Geſanges der Geſellſchaft öffentlich mit, in welcher Geſellſchaft meine tugendhafte Couſine hierher gekommen iſt.

Das Fräulein erbleichte.

Nun, Fräulein Anna? Fürchten Sie auch dieſe prahleriſche Drohung nicht?

Pſt, pſt, ſie hört ſonſt auf! flüſterte, auf den Zehen heranſchleichend, der Chevalier, Herr von Gutjahr.

Das Paar war im Eifer des Geſpräches lauter geworden, als es ſelbſt meinte.

Der Herr von Kronach fuhr ärgerlich auf.

Scheren Sie ſich zum Teufel!

Um des Himmels willen pſt, pſt; ſie ſah ſich ſchon nach dem Flüſtern hier um. Sehen Sie, hören Sie? Da haben wir es.

Die Sängerin hörte in der That auf. Freilich war das Stück, das ſie ſang, zu Ende.

Es wurde wo möglich lauter geklatſcht, als vorher. Dann zerſtreute ſich die Geſellſchaft in die Nebenzimmer.

Antworte, Anna, drängte der Herr von Kronach.

Mehrere Perſonen kamen.

In einer Viertelſtunde erwarte ich ſie, wiederholte er drohend.

Er entfernte ſich.

In dem Strome derer, die ſich in das Nebenzimmer drängten, befand ſich auch ein junger Mann, den man vorher in der Geſellſchaft noch nicht bemerkt hatte. Er ſchritt mit ſuchendem Auge voran. Ein Zug der Freude leuchtete in ſeinem Auge, als er das Fräulein erblickte. Er ſchien gefunden zu haben, was er ſuchte.

Fräulein Anna ſah auch ihn. Auch in ihrem Geſichte glänzte plötzlich, den Zorn verdrängend, die friſchere Röthe der Freude. Mit der Freude ſchien ſchnell etwas von dem alten Uebermuthe zurückzukehren.

Ah, Herr Egon Zwicker aus Hannover! hier finden Sie aufgethautere, oder, wenn Sie wollen, abgeklatſchtere Gefühle, als auf jenem Berge mit der ſchönen Ausſicht, an deſſen Fuße wir uns zum letzten Male ſahen.

Ihr Uebermuth weckte den ſeinigen.

Wahrhaftig, Fräulein Anna von Rudnitz —

O weh, Sie ahmen nach —

Ich wollte Ihnen nur eine Anekdote erzählen, aber eine wahre.

Alſo eine langweilige.

Möglich, weil ich ſie in den Schriften eines

großen Philoſophen geleſen habe. Zwei Freunde, ſo erzählt Kant, ſind auf der grünen Brücke in Königsberg mitten in einem theologiſchen Streite, als ſie plötzlich durch einen Zufall von einander getrennt werden. Ich begreife die Dreieinigkeit nicht, ſagt der Eine; drei Perſonen, und doch nur Eine. Was, ruft der Andere, iſt denn nicht bei allem Denken —? In dieſem Augenblicke kommen ſie in der Menge von einander. Erſt nach dreiundzwanzig Jahren ſehen ſie ſich wieder, wiederum zufällig, wie ſie zufällig auseinander geriſſen waren. Ha! ruft ſofort jener Andere, iſt denn nicht in allem Denken eine dreieine Vorausſetzung? Muß nicht alles Gedachte wirklich, inhaltsvoll und nur Eins ſein? Kann es ſonſt überhaupt exiſtiren? — Das ſind leere Gedankenformen! ruft dagegen der Erſte, ohne Inhalt, ohne realen Werth. — Was, Phraſen! entgegnete der Andere. Und ſo disputiren ſie weiter, bis es ihnen endlich einfällt, ſich gegenſeitig zu erkundigen, was denn in den dreiundzwanzig Jahren ihrer Trennung eigentlich aus ihnen geworden iſt, wie ſie gelebt haben, und ſo weiter. Darf ich jetzt, mein Fräulein, die proſaiſche Frage an Sie richten, wie es Ihnen geht?

Wie Sie ſehen, mein Herr! antwortete das Fräulein, eine ſteife Verbeugung parodirend. Und Ihnen?

Unterthäniger Diener. Und Ihrer würdigen Tante?

Fräulein Anna wurde ernſt und traurig.

Sie iſt krank. Wir fürchten, ſie bald zu verlieren.

Auch der Herr Egon Zwicker wurde ernſt.

Fräulein Anna, Sie haben keine Eltern mehr?

Ich bin Waiſe; meine gute Tante hat mir die früh verlorenen Eltern erſetzt.

Sie haben keine Geſchwiſter?

Ich ſtehe allein.

Herr Egon Zwicker ergriff mit Lebhaftigkeit die Hände der jungen Dame.

Fräulein Anna —.

Er ſah in ihr Auge. Er ſtockte.

Die Aufregung ihrer Unterhaltung mit dem Herrn von Kronach, die erſte Verwirrung des Begegnens mit dem früheren Reiſegefährten hatten ihrem Geſichte ein friſches, rothes Ausſehen gegeben. Die Bläſſe und der Ausdruck des Leidens waren bald zurückgekehrt.

Sie ſind verändert, Fräulein Anna, fuhr der junge Mann fort. Ihr Auge blickt nicht mehr ſo heiter. Ihre Wangen ſind bleicher geworden. Ich hatte es in der erſten Freude des Wiederfindens wohl überſehen. Sie drückt etwas. Sie ſtehen allein, ſagen Sie, Fräulein Anna —?

Er ſtockte wieder.

Sie hatte den Muth, zu ihm aufzublicken.

Sie ſah in ſeinen Augen den offenen, klaren Blick der Liebe.

Sie ſchlug verwirrt die Augen nieder.

Er drückte ihre Hand.

Anna!

Sie erhob wieder das Auge zu ihm; aber diesmal war etwas anderes als Verwirrung darin zu leſen, und ſogar etwas mehr als Vertrauen.

Der Herr von Kronach hatte ſich genahet, mit finſterem, drohendem Geſichte. Sein Geſicht wurde finſterer, drohender, als er die Blicke ſah, die ſeine Couſine und der fremde junge Mann wechſelten.

Zum Teufel, ſagte er für ſich; das ſieht ja aus wie eine ſtumme Liebeserklärung. Hier mitten in der geiſtreichen Geſellſchaft!

Er ſah ſich den jungen Mann näher an. Sein Geſicht verrieth einige Unruhe, als er kräftige, entſchloſſene Züge bemerkte.

Die Frau von Tettenhoven trat an ſeine Seite.

Sie halten Selbſtgeſpräche, Herr von Kronach?

Was ſoll ich machen, gnädige Frau? Ich komme in Ihrer geiſtreichen Geſellſchaft mir ſelber ſo un-

bedeutend vor, daß ich nur wage, mit mir ſelber zu ſprechen.

Immer boshaft. Aber, was ich ſagen wollte, der Herr Zwicker ſcheint ein Bekannter von Fräulein Anna zu ſein?

Zwicker heißt der Herr?

Zwicker, aus Hannover.

Von Zwicker?

Blos bürgerlich. Aber — ſetzte die Dame entſchuldigend hinzu — von einer angeſehenen Hannoverſchen Beamtenfamilie, die mit dem Adel Hannovers vielfach liirt iſt, und dabei ſehr reich.

Nur ein Bürgerlicher? wiederholte der Herr von Kronach, und in ſein Geſicht kehrte der volle Uebermuth des adligen Herrn zurück, der ſich mit einem Bürgerlichen nicht duelliren wollte.

Der Hannoverſche Geſandte hat ihn bei mir eingeführt. Er iſt ſein Onkel.

Der Uebermuth des Herrn von Kronach ſchwand, ſein Geſicht wurde wieder unruhig.

Der Hannoverſche Geſandte war ein alter General mit einem faſt noch jugendlich aufbrauſenden Kopfe.

Da kommt eben der vortreffliche Mann, ſagte die Hausfrau.

Sie begab ſich zu dem vortrefflichen Manne.

Der Herr von Kronach ſtand unſchlüſſig.

Fräulein Anna bemerkte ihn. Sie ſtellte ſich näher an die Seite des Herrn Egon Zwicker. Sie ſah dem Vetter ruhig, faſt herausfordernd entgegen.

Aber auf einmal wurde ſie verlegen, beinahe ängſtlich.

Die Frau von Winkler nahete mit dem Herrn Herborn.

Sie hier, Egon?

Und Sie, Emma?

Und Sie kennen unſere Anna?

Herr Herborn wollte die Hand Annas nehmen.

Anna warf ſich zitternd in die Arme der Frau von Winkler.

Ich kann nicht, meine Freundin, flüſterte ſie mit matter Stimme.

Allerliebſte Geſchichten, die nur nicht in einen Salon gehören, ſagte höhniſch der Herr von Kronach zu ſich ſelbſt. Aber es wird Zeit, der ganzen Sentimentalität ein Ende zu machen.

Er hob den Fuß, um ſich zu der Gruppe in Bewegung zu ſetzen.

Sein Schritt wurde gehemmt. Es klopfte ihm Jemand auf die Schulter. Er drehete ſich um.

Ein junger Huſarenoffizier ſtand vor ihm.

Guten Abend, Kronach!

Hochburg! Woher kommſt du? Ich glaubte dich noch in Kronhauſen.

Der Graf Hochburg lachte etwas frivol.

Im Winter wird es auf dem Lande zuletzt langweilig.

Die arme Ottilie!

Sie läßt dich grüßen. Ich glaube, auch deine Eltern.

Danke.

Aber ich fand dich hier in Gedanken vertieft.

Zum Teufel, da fällt mir etwas ein. Kannteſt du nicht eine Frau von Winkler?

Der Graf Hochburg wurde leicht verlegen.

Ich glaube, antwortete er.

Die früher in einem öffentlichen Hauſe lebte?

Ich habe davon gehört.

Sie iſt hier.

Hier?

Der Graf Hochburg wurde einen Augenblick lang noch verlegener. Dann leuchtete in ſeinem Auge eine tückiſche Freude.

Nicht wahr, die Frechheit iſt groß?

Man muß die Perſon hinausſchmeißen.

Das iſt auch meine Meinung. Machen wir gemeinſchaftliche Sache.

Wo iſt ſie?

Dort. Folge mir. Aber was iſt dir?

Der Graf Hochburg war plötzlich ſehr blaß geworden.

Ein hoher, kräftiger Mann mit einer breiten Narbe im Geſichte trat auf die Gruppe zu, der auch die beiden jungen Edelleute ſich nahen wollten. Die Frau von Winkler erbleichte, als ſie ihn ſah, aber nur vorübergehend. Sie ſchien ſich ſchnell gefaßt zu haben. Fräulein Anna ſchien durch ſeine Gegenwart neuen Muth zu gewinnen; ſie richtete ſich in den Armen der Freundin auf.

Wer iſt jener Menſch dort? fragte heftig, mit unterdrückter Stimme, der Graf Hochburg ſeinen Freund.

Der mit der Schmarre?

Nun?

Ein ſehr reicher Engländer. Sir Arthur Brown nennt er ſich. Ein ſentimentaler Wohlthätigkeitsnarr, und, wie ich glaube, zugleich ein Anbeter meiner närriſchen Schweſter Helene.

Des Kindes!

Aber ich glaube, ſein Anblick hat dich alterirt.

Pah!

Jene Perſon muß aus dem Saale.

Halt, Freund, die Sache iſt ernſthafter.

Was haſt du?

Heute Abend nichts mehr. Hier muß nach einem Plane gehandelt werden.

Er nahm den Freund unter den Arm und entfernte ſich mit ihm.

Ihnen folgte bald die Sängerin mit ihrer Freundin. Als bekannter geworden war, daß dieſe eine Feldwebelfrau ſei, waren die adligen Damen von ihr weggerückt. Die berühmte Sängerin wollte darauf nicht mehr ſingen. Als ſie nicht mehr ſingen wollte, war man auch von ihr weggerückt. Darauf verließ ſie mit ihrer Freundin die geiſtreiche Geſellſchaft.

Ihr folgten bald nachher der Profeſſor und der Mitarbeiter an den Grenzboten. Sie gingen Arm in Arm. In ihrer Verachtung der Sängerin hatten die geniale und die nicht geniale Mittelmäßigkeit ſich zuſammengefunden und Verſöhnung und Freundſchaft geſchloſſen.

Nach einiger Zeit brach auch der übrige Theil der Geſellſchaft auf. Es war Niemand mehr da, der ſie unterhalten konnte. Egon hatte Annas Arm genommen; Herr Herborn führte die Frau von

Winkler. Die Frau von Winkler, Fräulein Anna und Herr Herborn ſahen bei weitem weniger unglücklich und leidend aus, als bei ihrer Ankunft in der Geſellſchaft; Egon war ausgelaſſen.

2.

Die Ladenjüdin.

Der Kaufmann ſtand in ſeinem Laden. Der Laden war geräumig und hell. Durch die Mitte, ſeiner ganzen Länge nach, zog ſich der Ladentiſch. Auf deſſen einer, der äußeren, Seite befanden ſich Stühle und Seſſel, und zwiſchen den breiten Fenſtern Spiegel. Die andere, innere Seite war ganz und gar mit Repoſitorien bedeckt und die Repoſitorien waren gefüllt mit Seidenwaaren aller Qualitäten und aller Farben, die wohlgeordnet und wohlgefügt in den einzelnen Fächern lagen. Der Ladentiſch war völlig leer. Der Laden war der erſte Seidenladen der Reſidenz; er war daher nicht blos geräumig und hell, ſondern auch bequem und elegant eingerichtet.

Die über der Eingangsthür befindliche große Wanduhr deutete durch ein Schnurren den Beginn der fünften Minute vor einer vollen Stunde an. Ihr Zeiger zeigte fünf Minuten vor eilf Uhr.

Käufer befanden sich in dem Laden nicht. Nur der Seidenhändler war darin mit seinen Commis. Er arbeitete an einem Pulte, das an dem einen Ende des langen Ladentisches stand; der erste Commis, der Buchhalter, stand arbeitend vor einem Pulte an dem anderen Ende des Tisches. Drei Ladendiener bewegten sich in der Mitte zwischen den beiden Pulten, in dem Raume, der zwischen dem Ladentische und den Repositorien war. Sie ordneten an den Seidenpacketen, daß eins genau so wie das andere lag, oder sie bliesen Stäubchen ab, die an den Fächern, der Seide oder dem Ladentische sich angesetzt hatten.

Der Seidenhändler wie seine Commis waren sämmtlich durchaus elegant gekleidete Leute. Freilich mitunter in ihrer Weise. Alle trugen sie schwarzen Frack, schwarze Pantalons, weiße seidene Westen. Der Kaufmann trug auch eine weiße seidene Halsbinde; die Commis aber hatten sich mit hohen Cravatten von grüner, blauer und rother Seide geschmückt. Außerdem trugen zwei von ihnen sehr zierliche Schnurrbärte.

Das Schnurren der Uhr veranlaßte den Kaufmann, in ſeiner Arbeit einzuhalten. Er ſteckte die Stahlfeder hinter das Ohr, drehte ſich auf ſeinem Comtoirſtuhl um und rief: Herr Sonnenberg!

Einer von den Commis flog zu ihm.

Herr Sonnenberg, ſagte der Kaufmann zu dem jungen Manne, bald beginnt nun Ihre eigentliche Tagesarbeit. Sie treten heute bei mir ein, Sie ſind nun in der Reſidenz; der Dienſt iſt hier ein anderer, als in der Provinz. Ich muß Sie auf Einiges aufmerkſam machen. Bei mir kauft nur die vornehme Welt, darum freilich auch mancher, der zu der vornehmen Welt gehören will. Mögen ſie dafür theurer bezahlen, es iſt ihre Sache. Die vornehme Welt will immer nur gnädig ſein. Vergeſſen Sie das ja nicht: „Gnädige Frau! Euer Gnaden! Haben Sie die Gnade!“ und ſo weiter. Die vornehme Welt kommt ſpät; der Ton der Reſidenz fordert, vor eilf Uhr Vormittags ſich nicht ſehen zu laſſen. Dann, alſo in einigen Minuten, wird es aber auch bald voll hier im Laden. Das bringt beſonders zweierlei Umſtände mit ſich, auf die ich Sie aufmerkſam machen wollte. Alle Käufer, oder vielmehr Käuferinnen der vornehmen Welt, denn meiſt kommen nur Damen hierher, wollen raſch bedient ſein, um ihrerſeits deſto länger

auf ſich warten zu laſſen. Sie verlangen zehn, zwanzig Stück Seide auf einmal, wollen auf einmal den Preis von jedem Stück wiſſen, wollen jedes Stück vor ſich ausgebreitet haben, und werfen dann Stundenlang jedes einzelne Stück aus- und durcheinander, beſehen und befühlen Alles, fragen wieder und wieder, und kaufen doch zuletzt nichts oder eine Kleinigkeit. Da heißt es denn, den Kopf oben behalten, die Umſicht und Ordnung, aber auch vor allen Dingen die Geduld nicht verlieren. Mit keinem Worte, mit keinem Blicke dürfen Sie Ungeduld und Unmuth verrathen; ſelbſt wenn etwas verdorben wird, müſſen Sie ein freundliches Geſicht dazu machen. Eine einzige verdrießliche Miene würde uns außer Mode bringen; denn auch mein Laden iſt nur eine leicht veränderliche Modeſache. Denken Sie immer daran, daß wir feſte Preiſe haben, und daß in dieſe alle jene Geduld und Beſchädigungen ſchon mit hineingerechnet ſind. Haben Sie mich verſtanden, Herr Sonnenberg?

Sehr wohl, Herr Baudis.

Schlimmer iſt ein zweiter Punkt. Ich ſagte Ihnen, es komme vornehme und nicht vornehme Welt zu mir, die aber vornehme Welt ſein will. Nun gibt es aber in aller Welt lange Finger und auch in aller Welt, die zu mir kommt. Beſonders ſeit einiger Zeit, und zwar

ſeitdem die Frömmigkeit hier in der vornehmen Welt en vogue gekommen iſt, ſind auch die Ladendiebſtähle hier en vogue gekommen. Da heißt es denn aufgepaßt, und deſto mehr aufgepaßt, je ſchwieriger dies iſt bei jenem plötzlichen und unordentlichen Zuſammendrängen. Noch ſchwieriger aber iſt es, mit dem gehörigen Anſtande aufzupaſſen. Und gerade darauf habe ich beſonders Ihre Aufmerkſamkeit zu richten. Iſt nämlich der Diebſtahl ſchon verübt, ſo iſt in der Regel nichts mehr zu machen. Den vornehmen Perſonen darf man nichts ſagen; es würde das nur wieder dazu dienen, uns aus der Mode zu bringen; und unſere Preiſe ſind auch darauf berechnet. Nur die anderen darf man anhalten, aber auch ja nicht öffentlich. Jenes Kabinetchen — er zeigte auf ein Seitenkabinet mit einer verhangenen Glasthüre — iſt dafür da. Dorthin führe ich die betreffenden Damen und ſpreche unter vier Augen mit ihnen. So bleibt mein Laden immer im Rufe des anſtändigen Bedienens. Dieſes Geſchäft des Sprechens unter vier Augen habe ich mir aber allein vorbehalten; denn ich kann am beſten die vornehme von der nicht vornehmen Welt unterſcheiden. Sie Ihrerſeits haben alſo, wenn Sie einen Diebſtahl bemerken, nichts zu thun, als mir Mittheilung davon zu machen. So aber nur, wenn der Diebſtahl be-

reits verübt, das Zeug in der Diebestaſche ſchon verſchwunden iſt. Entdecken Sie das Wegnehmen ſelbſt, ſo lange alſo das Zeug noch zu ſehen iſt, ſo faſſen Sie einfach zu, und halten es feſt, damit es nicht in die Diebestaſche wandere. Doch freilich iſt das ſo einfach nicht. Auch hier darf keine Miene von Ihnen, keine Bewegung zeigen, daß es ſich um einen Diebſtahl handelt. Sie müſſen mit dem freundlichſten, verbindlichſten Geſichte von der Welt nach dem Zeuge faſſen, unter einem dienſtfertigen Vorwande, als z. B.: Sie verlangen den Preis dieſer Waare zu wiſſen, meine Gnädige? Oder: Dieſe Waare ſteht Ihnen nicht an. Sie haben Recht, ſie paßt nur für ältere Damen, erlauben Sie daher, daß ich Sie auf die Seite lege, und dergleichen. Haben Sie mich verſtanden, Herr Sonnenberg?

Sehr wohl, Herr Baudis. Nur Eins iſt mir unverſtändlich geblieben. Sie ſprachen von Diebestaſchen.

Die kennen Sie nicht?

Nein, zumal bei Damen der vornehmen Welt.

Ah, ah, das iſt ſehr gut, daß Sie mir das ſagen. Darauf kommt Alles an. Die Diebestaſchen haben die Damen überall, im Winter in den Mänteln, im Sommer unter den Mantillen und Talmas, im Früh-

jahr und Herbſt unter den Shawls. Es ſind lange Taſchen, an der Seite des Körpers getragen, weit, offenſtehend, ſchräg hinuntergehend. Sie begünſtigen ſo das Stehlen ungemein. Die Dame läßt ſich vier, fünf, ſechs verſchiedene Stoffe vorlegen. Sie wirft ſie über- und durcheinander. Sie beſieht und befühlt zwei, drei. Nur auf dieſe, die ſie befühlt, werden Sie dann ihre Aufmerkſamkeit richten, geſpannt, aber auch um ſo argloſer bezüglich der anderen Stoffe, als Sie meinen, zum Stehlen gebrauche man am allernothwendigſten die Hände. Unterdeß hat die Dame, über den Ladentiſch gelehnt, höchſt unbefangen, und von Ihnen unbemerkt, mit dem Ellbogen das Stück, auf das Sie nicht achteten, in ihre offene Diebestaſche gleiten laſſen. Haben Sie jetzt verſtanden, Herr Sonnenberg?

Sehr wohl, Herr Baudis.

Sie antworten im Tone der Verwunderung, faſt ungläubig.

Ich muß geſtehen, Herr Baudis —

Sie werden hier noch viel erleben, Herr Sonnenberg; in den Reſidenzen, beſonders den frommen, paſſiren mitunter wunderbare Dinge. Aber jetzt auf Ihren Poſten. Es hat ſchon eilf Uhr geſchlagen, und ſehen Sie, da öffnet ſich die Thür.

Herr Sonnenberg kehrte auf seinen Posten hinter dem Ladentische zurück.

In den Laden waren auf einmal drei Damen eingetreten. Da es Winter war, natürlich alle in weiten Wintermänteln. Sie zerstreuten sich vor dem Ladentische. Die drei Commis traten ihnen flink an der anderen Seite des Tisches gegenüber.

Haben Sie guten Gros de Naples?

Zu Befehl. Von der nobelsten Qualität, den delikatesten Farben. Von welcher Farbe befehlen Sie?

Zeigen Sie mir einige Stücke vor.

Ich wünsche vom besten Satin Turc.

Unterthänig aufzuwarten. Wir haben die allerneuesten Muster. Welche Qualität befehlen Sie zu besehen?

Geben Sie einmal her.

Welche Sorte feinen Atlas haben Sie?

Die gnädige Frau haben nur zu befehlen. Wir führen alle Qualitäten und Couleuren. Erst gestern ist eine neue Sendung von der Leipziger Neujahrsmesse eingetroffen. Exquisite Waare. Haben Sie die Gnade, sich selbst zu überzeugen.

In einer Minute waren von den drei Commis vor den drei Damen funfzehn bis zwanzig Stück Seidenstoffe auf dem Ladentische ausgebreitet.

Der Kaufmann war arbeitend an ſeinem Pulte geblieben; aber ſeine Augen bewahrten mehr den Ladentiſch, als ſie auf dem großen Hauptbuche vor ihm ruheten.

Die Damen prüften und handelten.

Die Seide iſt nicht ſchwer genug.

O, bitte unterthänig, der Stoff iſt ſo außerordentlich zart, daß man die Schwere nicht fühlt.

Aber welch veraltetes Muſter.

Halten zu Gnaden, die neueſte Façon, direct aus Paris und Lyon.

Das Zeug ſoll neu ſein? Ich habe es ja ſchon im vorigen Jahre geſehen.

Ich verſichere Euer Gnaden, daß wir es erſt geſtern erhalten haben.

Der Preis?

Drei Gulden die Elle.

Sie ſcherzen wohl.

Bitte unterhänig, ſehr billig.

Wie theuer kommt dieſer Stoff?

Drei Gulden dreißig, unterthänig aufzuwarten.

Das iſt ja unverſchämt.

Halten zu Gnaden, durchaus preiswürdig.

Zwei Gulden wäre zu viel.

Euer Gnaden belieben zu ſcherzen.

Wie hoch dies?

Vier Gulden.

Das ſollte mir fehlen!

Beachten Sie die ausgezeichnete Waare.

Und was ſoll dieſer Stoff koſten?

Zwei Gulden; er iſt leichter.

Ah, bah, die Hälfte.

Halten zu Gnaden, wir haben feſte Preiſe.

Sie ſind neu hier, wie ich ſehe.

Die Preiſe ſind auf dem Stücke ſelbſt notirt. Haben Sie die Gnade ſich zu überzeugen.

Ich bin eine alte Kundin des Herrn Baudis. Ach, da iſt ja Herr Baudis ſelbſt.

Der Kaufmann trat hinter ſeinem Pulte hervor näher.

Sie befehlen, meine Gnädige?

Ihr Commis fordert mir zwei Gulden für dies Zeug ab, und für das da gar drei.

Das ſind die feſten Preiſe, gnädigſte Frau.

Aber ich bitte Sie, das Zeug wäre mit der Hälfte bezahlt.

Ich kann Sie auf meine Ehre verſichern, gnädige Frau, daß ich keinen Kreuzer ablaſſen kann.

Ich kaufe viel bei Ihnen.

Ich bin ſehr dankbar für die Gnade, die Sie

mir erweiſen; aber es iſt mir nicht möglich. Ich habe indeß auch billigere Stoffe.

Zeigen Sie.

Reichen Sie einmal her aus jenem Fache da, Herr Sonnenberg.

Herr Sonnenberg ſprang zu und breitete den bezeichneten Stoff vor der Dame aus.

Mehrere andere Damen traten in den Laden, an den Ladentiſch.

Eine ging zu der Stelle, wo der Herr Baudis ſelbſt ſich befand. Sie war verſchleiert. Als ſie den Schleier etwas zurückſchlug, ſah man in einem einnehmenden Geſichte den Ausdruck einer ſtillen Reſignation, einer gottesfürchtigen Demuth.

Darf ich Sie bitten, mir einige ſchwarzſeidene Stoffe zu zeigen? Aber recht einfache.

Sie ſprach die Worte mit einer ſanften, etwas leidenden Stimme.

Der Kaufmann breitete die verlangten Stoffe auf dem Tiſche aus.

Die Dame beſah und prüfte ſie genau, aber mit ſtillem, einfachem Weſen.

Der Laden bekam immer mehr Beſuch.

Eine junge Dame, faſt noch ein Kind, die, von einem Livreebedienten gefolgt, eingetreten war, wandte

ſich gleichfalls an den Herrn Baudis ſelbſt. Sie ſtellte ſich neben die Dame mit dem demüthigen Geſichte und der leidenden Stimme. Der Bediente war an der Thür ſtehen geblieben.

Der Herr Baudis war beſchäftigt. Die junge Dame blieb ſchweigend ſtehen; ſie ſchien warten zu wollen, bis Jemand Zeit habe, ſich an ſie zu wenden.

Der Herr Baudis wandte ſich an ſie.

Was befehlen Sie, mein Fräulein?

Eine ſchüchterne Stimme antwortete:

Ich wünſche nur eine Kleinigkeit zu kaufen. Zwei Ellen ſchwarzen Atlas, aber recht feinen.

Sie ſollen ſogleich bedient werden.

Der Kaufmann legte zwei Stücke ſchwarzen Atlas vor ſie hin.

Belieben Sie auszuwählen. Ich habe auch noch feinere Sorten.

Hätten Sie die Güte, ſie mir zu zeigen?

Zu Befehl.

Er legte zwei andere Stücke hin.

Die junge Dame prüfte und verglich.

Ein Herr mit einer breiten Narbe im Geſichte trat in den Laden. Er blieb im Hintergrunde ſtehen, da er den ganzen Ladentiſch von handelnden Damen eingenommen, und den Kaufmann mit ſeinem ganzen

Perſonal beſchäftigt ſah. Als er den Livreebedienten bemerkte, der mit der jungen Dame gekommen war, ſtutzte er. Seine Augen überglitten raſch und unruhig die anweſende Damenwelt. Sie blieben auf der jungen Dame haften. Einen Augenblick ſtand er darauf unſchlüſſig, ob er ihr nahen ſolle. Er blieb indeß.

Das Handeln übt überall einen merkwürdig erregenden Einfluß auf den Menſchen aus. Nicht blos der Roßkamm geräth bei ſeinem Handel in Eifer, daß er durch fortwährendes Einſchlagen ſich und den Käufern die Hände wund haut; nicht blos der Bündeljude redet und ſchreit ſich in einen beinahe wüthigen Zuſtand hinein, indem zuletzt die Stimme ihn verläßt. Auch der feinen Damen im Seidenladen bemächtigt ſich nicht ſelten ein ſolcher Geiſt des Handels, jene ſchnell wachſende, ſich ſteigernde und ſich überſteigernde Begierde und Leidenſchaft des Gewinnens, die zuletzt kein Maß und kein Ziel mehr kennt.

In dem Laden des Herrn Baudis wurde es außerordentlich lebendig, faſt tumultuariſch. Die anfangs gemeſſen, faſt leiſe ſprechenden Damen waren immer lauter, ihre anfangs gehaltenen Bewegungen waren immer raſcher geworden. Die Commis, zuerſt nur flink, flogen jetzt wie Blitze hin und her. Wie

ſie, flogen die Seidenſtoffe, auf dem Tiſche, von dem Tiſche in die Fächer, aus den Fächern zu dem Tiſche. Es herrſchte ein gräuliches Durcheinander in dem weiten Laden, gräulich für das Auge, wie für das Ohr.

Ich ſage Ihnen, daß mir das Muſter nicht gefällt.

Es iſt das allerneueſte.

Das Zeug iſt ja brökelich.

O, bitte unterthänig.

Gehen Sie mir mit ſolchen Preiſen.

Wir haben feſte Preiſe.

Man muß die Leute nicht übervortheilen.

Wir bekommen kaum unſere Auslagen zurück.

Sie vertreiben ſich die Kunden.

Euer Gnaden erhalten es nirgends wohlfeiler.

Schneiden Sie mir eine halbe Elle ab.

Zu Befehl.

Aber mehr als einen Gulden bezahle ich nicht.

Es iſt mir nicht möglich.

Wie lange ſoll ich denn warten? Ich ſtehe ſeit einer Stunde hier.

Was befehlen Euer Gnaden denn?

Rothe Velours de Barège; ich habe es ſchon zehnmal gefordert.

Sie ſollen ſofort bedient werden.

Machen Sie erſt meine Rechnung; ich warte hier ſchon eine Ewigkeit.

Herr Hoffmann, kommen Sie einmal hierher.

Ich habe hier ſelber zu thun, Herr Sonnenberg.

Aber, mein Herr, ſo machen Sie voran.

Wie viel der Preis dieſes Stoffes?

Vier Gulden. Ihre Rechnung befehlen Sie, meine Gnädige?

Mein Gott, Sie hören es ja.

Vier Gulden? Sie träumen wohl.

Zehn Gulden zwanzig, meine Gnädige.

Sind Sie verrückt geworden?

Verzeihen Sie, ich meinte die gnädige Frau hier.

Mein Himmel, wie muß man hier die Geduldprobe beſtehen; noch dazu für ſein gutes Geld!

Herr Baudis, mit Ihren Leuten iſt nichts zu machen; kommen Sie einmal ſelbſt her.

Zu Befehl, meine Gnädige.

Auch der Herr Baudis flog hin und her, aber nicht raſend, wie ſeine Commis, ſondern bei aller Eile und Gewandtheit immer aufmerkſam, immer umſichtig, und dabei die Commis durch Winke, leiſes Anſtoßen und leiſes Flüſtern zur Aufmerkſamkeit und Umſicht ermahnend.

Dennoch hatte er ſeinem Schickſale nicht entgehen ſollen.

Er kehrte von der Hetzjagd der Gnädigen zurück zu der Dame mit dem gottesfürchtigen Geſichte und dem Fräulein mit der ſchüchternen Stimme.

Sein aufmerkſames Auge bemerkte, daß ein Stück Seide auf dem Tiſche fehlte. Er ſuchte es unter den vielen, noch ausgebreitet daliegenden Stoffen. Vielleicht ſchien er es nur zu ſuchen, denn ſein Auge muſterte unterdeß verſtohlen, aber ſcharf die Geſichter der beiden Damen. Er mußte indeß in dieſen keinen Zug entdecken können, der ihm etwas verrieth; denn er ſtand in einer wachſenden, rathloſen Verlegenheit da.

Das junge Fräulein hatte ausgeſucht.

Ich bitte um zwei Ellen von dieſem Stoffe da, ſagte ſie.

Es iſt der theuerſte, mein Fräulein.

Der Preis?

Die Elle fünf Gulden.

Die junge Dame zog ihre Börſe hervor, und zählte zehn Gulden auf den Ladentiſch.

Der Kaufmann maß, in ſeiner Unentſchloſſenheit zögernd, die zwei Ellen ab.

Ich, ſagte die andere Dame, wünſche anderthalb

Ellen von dieſem Stoffe zu haben. Wie theuer verkaufen Sie ihn?

Es iſt der billigſte; die Elle zu anderthalb Gulden.

Ich finde das theuer. Einen Gulden!

Es iſt mir nicht möglich.

Einen Gulden zehn denn.

Ich habe durchaus feſte Preiſe.

Nun denn.

Sie befehlen?

Ich bitte.

Der Kaufmann faßte ſich ein Herz.

Ach, meine Damen, Sie haben wohl nicht ein Stück dunkelbraunen Satin turc bemerkt. Es lag an dieſer Stelle. Ich vermiſſe es.

Die junge Dame antwortete auf die Frage nicht. Sie ſah den Kaufmann wie verwundert an, als wenn ſie ſagen wollte: bin ich der Hüter deiner Waare?

Die andere antwortete mit ihrer einfachen, leidenden Stimme:

Sie haben Mehreres in die Fächer zurückgelegt.

Aber nicht dieſes. Ich erinnere mich genau.

Darf ich bitten, mir die anderthalb Ellen abzuſchneiden?

Zu Befehl. Aber es iſt mir unbegreiflich. Ein

ganzes Stück, von der feinſten Qualität. Ich hätte einen Schaden von dreihundert Gulden.

Die Dame mit dem frommen Geſichte warf einen verdächtigen Seitenblick auf das junge Fräulein neben ihr.

Der Kaufmann bemerkte ihn. Er ſah ſie fragend an.

Sie nickte leiſe mit dem Kopfe, wie ſeine Frage bejahend.

Der Kaufmann ſah unruhig zu dem Fräulein.

Er ſchnitt unterdeß die von der anderen Dame erhandelten anderthalb Ellen ab.

Sie nahm ſie gegen Bezahlung des Preiſes in Empfang.

Mein Herr, darf ich gleichfalls bitten? ſagte das junge Fräulein.

Der Kaufmann faßte ſich noch einmal ein Herz.

Mein Fräulein, hätten Sie die Güte, mich auf einen Augenblick in das Cabinet dort zu begleiten?

Wozu? fragte die junge Dame, von neuem verwundert.

Ich wünſchte ein paar Worte mit Ihnen allein zu ſprechen.

Das bleiche Geſicht des jungen Mädchens wurde von einer dunkelen Glut übergoſſen.

Ich habe nichts mit Ihnen zu ſprechen, mein Herr. Geben Sie mir meine Waare; hier liegt Ihr Geld.

Mein Fräulein, Sie würden mich zu etwas Unangenehmem zwingen!

Was, mein Herr?

Mir fehlt jenes Stück Seide —.

Das Geſicht der jungen Dame wurde leichenblaß. Ihre Lippen bebten. Sie ſchrie laut auf, wie plötzlich von einem furchtbaren Schmerze getroffen.

Ich eine Diebin?

In dem ganzen Laden herrſchte auf einmal eine Todtenſtille. Jeder Mund verſtummte, jede Bewegung hörte auf.

Drei Menſchen bewegten ſich zuerſt wieder.

Der Livreebediente ſtürzte auf die junge Dame zu, die umzuſinken drohete. Er fing ſie in ſeinen Armen auf.

Mein armes Fräulein Helene!

Die Frau mit dem gottesfürchtigen Geſichte wollte zum Laden hinausſchleichen.

Der Herr mit der breiten Narbe im Geſichte hielt ſie auf.

Halt Madame, Sie ſind die Diebin! rief er ihr laut und ſtark entgegen.

Er führte ſie zu dem Kaufmann.

Hier, mein Herr, viſitiren Sie dieſe. Ich ſah ſie vorher Bewegungen machen, die ich mir nicht erklären konnte. Jetzt ſind ſie mir kein Räthſel mehr.

Dann wandte er ſich zu dem Fräulein.

Sie hatte ſich erholt; ſchon bei dem Tone ſeiner Stimme hatte ſie ſich aufgerichtet.

Meine gute Helene!

Sir Arthur, mein Retter!

Die Damen verſammelten ſich um die Kleine. Einige kannten ſie.

Mein Gott, Fräulein von Kronach, Sie? Welcher unwürdige, grauſame Verdacht!

Das iſt ein Affront für den ganzen Adel.

Das fordert die vollſte Genugthuung.

Und dieſe Perſon da —.

Wer iſt ſie?

Die dem Herrn Baudis überlieferte Dame hatte ihren dichten ſchwarzen Schleier feſt über ihr gottesfürchtiges Geſicht gezogen.

Mein Herr, ſagte ſie zu dem Kaufmann, führen Sie mich in das Cabinet.

Nein, nein! riefen die Damen. Hier muß ſie viſitirt werden. Hier ſoll ſie ſich entſchleiern. Die freche Ladendiebin muß Jedermann kennen.

Der Herr Baudis verlor die Geiſtesgegenwart nicht.

Meine gnädigen Damen, entſchuldigen Sie mich. In meinem Laden darf Niemand mehr, als nöthig iſt, compromittirt werden. — Folgen Sie mir in das Cabinet, Madame.

Aber wir warten hier auf das Reſultat. Fräulein von Kronach muß volle Ehrenerklärung haben.

Herr Baudis führte die gottesfürchtige Dame in ſein Cabinet.

Sie ſchlug hier freiwillig und ohne Zögern ihren Mantel auseinander. Seitwärts in demſelben befand ſich eine weite Diebestaſche, vollkommen ſo eingerichtet, wie der Kaufmann ſie ſeinem neuen Commis beſchrieben hatte. Die Dame zog das entwendete Stück Seide daraus hervor.

Hier, mein Herr. Jetzt beruhigen Sie jene Damen dort, und dann laſſen Sie mich gehen.

Zuvor, Madame, theilen Sie mir Ihren Namen mit.

Nie, mein Herr.

Die Dame ſprach, owohl vollſtändig in dem früheren, ſanften Tone, doch mit voller Entſchiedenheit.

Sie würden mich zwingen, Sie an die Polizei abzuliefern.

Was gewönnen Sie dadurch?

Die Beſtrafung einer frechen Verbrecherin.

Das wäre ein Gewinn für Sie?

Madame, Ihren Namen, oder ich laſſe auf der Stelle den Polizeicommiſſarius herbeirufen. Ich erinnere mich, Sie ſchon mehrere Male in meinem Laden geſehen zu haben, faſt gerade jedes Mal, wenn etwas verſchwunden war. Heute gar ein ganzes Stück. Die Frechheit iſt zu groß. Ihr frommes Aeußere hatte mich getäuſcht. Sie müſſen unſchädlich gemacht werden.

Herr Baudis, noch ein Wort. Meine Ablieferung an die Behörde und meine Beſtrafung könnten Sie ruiniren. Ich gehöre einer angeſehenen Familie an, und habe perſönlich mächtige Verbindungen.

Der Kaufmann ſchwankte.

Nennen Sie mir wenigſtens Ihren Namen.

Nein, mein Herr.

Wir werden weiter darüber ſprechen. Ich werde zunächſt verſuchen, die ungerecht angegriffene Dame zufrieden zu ſtellen.

Der Herr Baudis kehrte mit der Seide in den Laden zurück.

Helene von Kronach war nicht mehr da. Sir Arthur hatte ſie an ihren Wagen geführt. Alle Anderen waren geblieben.

Ein Schrei des Jubels, aber auch der Entrüſtung der anweſenden Damen empfing den zurückkehrenden Kaufmann.

Ha, ſie war die Diebin. Da iſt das Corpus delicti. Die arme Fräulein Kronach! Wer iſt die Diebin? Wie heißt ſie?

Der Kaufmann wurde verlegen.

Ja, meine gnädigen Damen, jene Perſon iſt die Diebin. Sie hat ſofort bekannt und herausgegeben. Sie ſehen alſo ihre Reue.

Aber wer iſt ſie?

Warum ſie brandmarken, meine gnädigſten Damen?

Was? Und die arme Fräulein Kronach? Sie ſoll keine Genugthuung haben? Sie ſelbſt haben ſie als die Diebin angefaßt.

Der ſonſt ſo beſonnene Herr Baudis verlor den Kopf.

Ich bitte das gnädige Fräulein tauſendmal um Verzeihung, obwohl ich außer Schuld war. Jene Perſon, die Diebin ſelbſt, war es, die mir das Fräulein als die Diebin bezeichnete.

Wie, und dieſe Perſon ſcheuen Sie ſich zu nennen, alſo auch an die Gerichte abzugeben? Wir werden nie wieder bei Ihnen kaufen. Niemand wird mehr Ihren Laden betreten.

Aber, meine Gnädigſten —

Kein Aber. Die Perſon wird dem Gerichte übergeben, oder Sie ſind in Verruf, ja in Verruf für immer.

Dem Herrn Baudis trat der Angſtſchweiß auf die Stirn. Er griff noch zu einem letzten Mittel, aber es war das verkehrteſte.

Wenn nun jene Diebin einer angeſehenen Familie angehörte —?

Ein paar Damen ſchwiegen plötzlich.

Andere aber riefen deſto lauter:

Das iſt nicht möglich! Gerade darum muß der Name bekannt werden. Der Verdacht darf nicht haften bleiben, daß ſie von Familie ſei. Das Volk will ohnehin dem Adel immer etwas anhängen. Wir verlangen ihren Namen, die Unterſuchung. Wir beſtehen darauf. Wir ſchicken ſelbſt zum Polizeicommiſſarius.

Der Herr Baudis konnte ſich nicht mehr reiten.

Wenn Sie denn durchaus befehlen, meine Gnädigen, ſo werde ich ſie der Polizei überliefern.

Geben Sie Ihr Wort darauf.

Ich gebe es.

Sie kommen in Verruf, wenn Sie nicht Wort halten.

Der Herr Baudis ſchickte zu einem Polizeicommiſſarius.

Die Damen beendeten ihre Handelsgeſchäfte ſehr ſchnell. Das in der kleinen Reſidenz wichtige Ereigniß mußte ſchnell verbreitet werden.

Der Polizeicommiſſarius erſchien bald. In den Reſidenzen ſind ſie überall und leicht zu finden.

Der Herr Baudis führte ihn in das Cabinet.

Die Dame ſaß ruhig im Sopha. Sie war immer noch tief verſchleiert.

Der Kaufmann entſchuldigte ſich verlegen.

Ich konnte nicht anders, Madame, ich mußte zur Polizei ſchicken.

Ich habe es gehört, mein Herr.

Der Polizeibeamte trat vor.

Sie haben hier ein Stück Seide geſtohlen?

Die Dame blieb ruhig; ſie wurde vornehm.

Mein Herr, erwarten Sie keine Antwort.

Ich habe das Recht dazu.

Führen Sie mich zu Ihrem Chef, dem Polizeipräſidenten. Dazu haben Sie das Recht und die Pflicht.

Zuvor muß ich Sie viſitiren.

Rühren Sie mich nicht an.

Es iſt meine Schuldigkeit.

Es könnte Ihnen Ihr Amt koſten.

Auch der Beamte ließ ſich imponiren.

Folgen Sie mir.

Laſſen Sie eine Droſchke holen. Aber eine verſchloſſene.

Ich darf Sie nicht mehr allein laſſen.

Ich folge Ihnen nur in einer Droſchke.

Der Polizeicommiſſar ſah den Kaufmann bittend an.

Der Herr Baudis ließ eine Droſchke holen.

Der Beamte fuhr mit der Dame zu dem Polizeigebäude.

Er wollte ſie hier in das gewöhnliche Anmeldebureau führen.

Nicht ſo, mein Herr. Ich verlange zum Polizeipräſidenten ſelbſt.

Aber er iſt in ſeinen Privatzimmern.

Nun ja.

Aber er macht dort keine Geſchäfte ab.

Führen Sie mich hin.

Aber —

Kein Aber mehr, ſagte auch dieſe Dame.

Der Beamte führte ſie in die, in dem Amtsgebäude befindliche Privatwohnung des Präſidenten.

In dem Vorzimmer wartete ein Bedienter.

Seien Sie so gütig, mich dem Herrn Präsidenten zu melden, bat der Polizeicommissarius den Bedienten.

Der Polizeipräsident gehörte zu dem Adel des Landes. Er hatte den Ruf eines sehr vornehmen, gewandten, aber auch strengen Mannes. Nicht blos die Spitzbuben, auch seine Untergebenen fürchteten ihn. Auch der Bediente schien das zu wissen.

Der Herr Präsident empfängt hier nur Besuch.

So melden Sie mich an, sagte die Dame.

Ihren Namen?

Melden Sie eine Dame, die dem Herrn Präsidenten eine wichtige Mittheilung zu machen hat.

Der Bediente ging in das Zimmer des Präsidenten, und kehrte nach kurzer Zeit zurück.

Treten Sie ein.

Er sagte das nur zu der Dame.

Die Dame ging in das Zimmer.

Der Beamte folgte ihr nach kurzem Besinnen.

Was wollen Sie hier? trat ihm der Präsident streng entgegen.

Herr Präsident, ich habe diese Dame verhaftet —

Und Sie unterstehen sich, sie hierher zu führen? Kennen Sie den Dienst?

Der Beamte konnte keine Antwort finden.

Die Dame nahm unbefangen das Wort.

Herr Präſident, man hat mich als Diebin verhaftet.

Der Präſident fuhr beinahe zuſammen, als er die Stimme hörte.

Sie ſind —?

Laſſen Sie den Beamten abtreten. Er hat ſeine Pflicht gethan.

Gehen Sie.

Der Beamte ging.

Die Dame ſchlug ihren Schleier zurück.

Der Präſident ſah das blaſſe, gottesfürchtige Geſicht. Er fuhr zurück.

Fräulein von Ankar!

Wie Sie ſehen.

Als Diebin?

Als Ladendiebin.

Welches entſetzliche Mißverſtändniß! Müſſen denn dieſe Polizeibeamten immer tölpelhaft ſein!

Das ſagen Sie, Herr Polizeipräſident?

Wie werde ich Ihnen Genugthuung verſchaffen können! Aber ſie ſoll Ihnen werden. Dieſer Menſch —

Er hat ſeine Schuldigkeit gethan.

Wie?

Es iſt hier kein Mißverſtändniß. Haben Sie die

Güte, mich anzuhören. Ja, ich habe gestohlen, in dem Baudis'schen Laden, ein Stück Seide.

Sie scherzen.

Ich spreche im vollsten Ernste.

Um des Himmels willen, mein gnädiges Fräulein —.

Ein unglücklicher Augenblick! Ich begreife mich selbst nicht.

Also wirklich? Und ergriffen? Ueber der That ergriffen?

Ja.

Und arretirt?

Ja.

Bis dahin hatte der gewandte Mann unter dem Einflusse einer Ueberraschung gestanden, die vielleicht in gleichem Maaße während seines langen Polizeilebens noch nicht auf ihn eingestürmt war. Er gewann die Herrschaft über sie.

Und was nun, mein Fräulein? fragte er nachsinnend.

Sie lassen mich frei, rief die Dame rasch, ohne Nachsinnen, beinahe verwundert über die Frage.

Hätten Sie die Güte, mir die Umstände der That mitzutheilen?

Mein Gott, ich kaufte Seide in dem Laden; es

wurden mehrere Stücke auf dem Tiſche ausgebreitet. Davon glitt eines in meine Taſche. Eine junge Dame neben mir, ſie wurde Fräulein von Kronach genannt —

Kronach?

Fällt Ihnen der Name auf?

Ich bitte fortzufahren. Die junge Dame —?

Wurde für die Diebin gehalten.

Die kleine Kronach? Die Niece der reichen Frau von Senden, die mit unſerem höchſten Adel liirt iſt? Das iſt ein ſchlimmer Umſtand. Aber fahren Sie fort.

Der reiche Engländer, Sir Arthur Brown —

Auch er war da?

Er bezeichnete mich als die Diebin und hielt mich feſt.

Er?

Er iſt die Veranlaſſung, daß ich die Ehre habe, vor Ihnen zu ſtehen —.

Der Fall ſteht ſehr fatal, mein gnädiges Fräulein.

Ihnen, Herr Präſident?

Wurde Ihr Name genannt?

Niemand kannte mich.

Aber der Laden war beſucht, wie gewöhnlich um dieſe Zeit?

Er war voll. Aber es war zufällig Niemand aus unſerem Vereine da. Zudem war ich vor dem Vorfalle nicht beachtet; nachher warf ich den Schleier über.

Und Ihr Name iſt nicht genannt worden?

Ich verſichere Sie.

Gottlob; ſo wird die Sache beizulegen ſein, ohne daß irgend Jemand compromittirt wird.

Ich hoffe das. Und nun darf ich wohl um Ihre Equipage bitten, um nach Hauſe zu kommen.

Da möchte ich doch um Entſchuldigung bitten.

Wie, mein Herr?

Ich für meine Perſon kann Sie nicht freilaſſen.

Wie? Und wer denn?

Nur das Gericht.

Und wer verbietet es Ihnen?

Das Geſetz, mein Fräulein.

Das Geſetz? Haben Sie auch an den Hof gedacht?

Es war mein erſter Gedanke. Gerade um des Hofes willen muß ich ſo handeln. Haben Sie die Güte, mich anzuhören. Der Vorfall hatte Zeugen, eine Menge Zeugen, aus der haute volée. In dieſem Augenblicke wird ihn ſchon die ganze Reſidenz kennen.

Aber Niemand kennt meinen Namen. Ein Ding ohne Namen iſt nichts, iſt gar nicht in der Welt.

Deſto ſchlimmer. Die Folge wird nur ſein, daß man den Namen in den höchſten Regionen ſucht.

Ich begreife Sie nicht.

Der Fall ſteht einfach ſo: In einem Laden, den nur die vornehme Welt beſucht, iſt von einer elegant gekleideten Dame ein bedeutender Diebſtahl verübt. Die Thäterin iſt über der That ergriffen. Sie wurde nicht erkannt, weil ſie tief verſchleiert war. Sie weigerte ſich, ihren Namen zu nennen; ſo war es doch wohl?

So war es.

Sie wird unerkannt der Polizei abgeliefert. Der Fall wird ungeheures Aufſehen machen. Alle Welt iſt geſpannt auf die Entwickelung. Zunächſt darauf, was die Polizei mit der Thäterin gemacht hat. Was meinen Sie nun, mein gnädiges Fräulein, was man, was alle Welt ſagen würde, wenn man erführe, die Polizei habe die Dame nicht den Gerichten übergeben, die ganze Sache alſo eigenmächtig niedergeſchlagen, vertuſcht, wie man zu ſagen pflegt? Würde man nicht mit Recht die Thäterin in den höchſten Familien ſuchen, und zugleich den Hof für einverſtanden halten? Und würden nicht ferner mit Recht Adel und Hof darauf beſtehen, um ihrer Ehre willen darauf beſtehen müſſen, daß die Sache auf das ſtrengſte unterſucht werde und

das Resultat zur Oeffentlichkeit gelange? Und wie wäre dann, wenn nun nothwendig Ihr Name bekannt würde, der Hof compromittirt, und was würde aus Ihnen?

Die Dame lächelte zu dieser Auseinandersetzung.

Herr Präsident, Sie erschrecken entweder vor Gespenstern, oder wollen mich mit Gespenstern bange machen. Ihre ganze Besorgniß reducirt sich auf die Furcht vor einem öffentlichen Skandal.

Der sehr groß, der unerhört werden würde.

Verbieten Sie ihn doch.

Den Skandal? Kennen Sie ein Mittel, den Leuten das Sprechen zu verbieten?

Wofür wäre denn die Polizei da?

Ich bin begierig, mein Fräulein.

Eine Dame muß dem Chef der Polizei die Polizeigesetze erläutern! Nicht wahr, Herr Präsident, Verleumdungen der Behörden sind im Gesetze mit schweren Strafen bedrohet?

So ist es.

Und wer der Polizeibehörde vorwirft oder nachsagt, sie habe eine Diebin begünstigt, der verleumdet sie, wenn er nicht beweisen kann?

Aber, meine Gnädige, Sie vergessen, daß alle Welt jenen Vorfall und Ihre Arretirung kennt.

Und Ihnen, mein Herr, muß ich wiederholen, daß ein Weſen ohne Namen nichts iſt, gar nicht exiſtirt.

Die Preſſe hat tauſend Wendungen und Redensarten —.

Die fürchten Sie? Mein Gott, welche Polizeizuſtände!

Die auswärtige allerdings. O, dieſe auswärtige Preſſe iſt ein großes Unglück.

Der Polizeipräſident ſeufzte.

Sie ſehen, fuhr er fort, der Skandal wäre nicht zu vermeiden. Die nothwendige Folge wäre die Compromittirung des Hofes, mit den unglücklichſten Wirkungen für Sie, mein Fräulein.

Ich ſehe nur, daß Sie mich vor Geſpenſtern wollen fürchten machen, an die Sie am allerwenigſten glauben. Aber fahren Sie fort, wenn ich bitten darf. Ihr Plan?

Er iſt eben ſo einfach als ſicher. Ich überliefere Sie dem Gerichte, und das Gericht läßt Sie auf der Stelle frei.

Ohne Skandal? fragte die Dame höhniſch.

Ohne allen Skandal. Wir ſind hier glücklicherweiſe von dem Glücke des mündlichen und öffentlichen Gerichtsverfahrens verſchont geblieben. Es gilt auch bei uns noch die Pflicht der Amtsverſchwiegenheit.

Kein Criminalfall darf öffentlich bekannt werden, nicht die Unterſuchung, nicht der Name des Unterſuchten, nicht der Ausfall des Urtheils. Sogar geſetzlich iſt alſo, ſobald Sie an das Gericht abgeliefert ſind, Ihre Angelegenheit für die Oeffentlichkeit todt, und in Beziehung auf dieſe Oeffentlichkeit bleibt es daher völlig gleich, ob das Gericht Sie zum Zuchthauſe verurtheilt, oder ſofort, ohne Einleitung eines Verfahrens, freiläßt. Ihre Sache iſt todt und muß todt bleiben, ſobald man einmal weiß, daß Sie dem Gerichte übergeben ſind. Nur dies braucht bekannt zu werden. Dazu kommt die lange Dauer der Prozeſſe, die ohnehin Alles in Vergeſſenheit bringt.

Die Dame lächelte liſtiger als vorher.

Herr Präſident, werden Sie mir nicht böſe. Sie ſcheinen mir bei Ihrer Pilatusrolle nur zwei Umſtände nicht gehörig erwogen zu haben.

Mein Fräulein, Pilatus hatte es mit einem Unſchuldigen zu thun.

Die Rolle wird dadurch nicht geändert.

Ich bitte um Ihre beiden Bedenken.

Sie rechnen auf die Amtsverſchwiegenheit —

Mit vollem Rechte. Ich ſelbſt übergebe Sie unmittelbar dem Präſidenten des Criminalgerichts, der perſönlich ſofort Ihre Freilaſſung veranlaſſen wird.

So erfährt Niemand weiter etwas von der Sache. Auf die volle Verſchwiegenheit von uns Beiden dürfen Sie rechnen. Ihr zweites Bedenken?

Der Präſident des Criminalgerichts, wird er mit Allem einverſtanden ſein?

Er iſt mir unbedingt ergeben.

Sie haben alſo für Inſtrumente geſorgt, um Ihre Hände in Unſchuld waſchen zu können? Indeſſen glaube ich doch, es wäre ſicherer, wenn Sie ſelbſt und ſofort mich freiließen.

Es iſt unmöglich.

Pah.

Ihre Hoheit die Fürſtin —

Ausrede.

Wohlan, Fräulein, laſſen wir Ihre Hoheit entſcheiden.

Einverſtanden. Geben Sie mir Schreibmaterialien.

Mein Schreibtiſch ſteht zu Ihren Dienſten.

Die Dame ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb. Sie ſchrieb nur wenige Zeilen. Das verſiegelte, an Ihre Hoheit die Fürſtin adreſſirte Schreiben übergab ſie dem Präſidenten.

Sie haben die Güte, es auf der Stelle zu befördern?

Auf der Stelle. Ich bitte, mich unterdeß zu ent-

ſchuldigen. Mich rufen dringende Geſchäfte. Erwarten Sie mich hier zurück.

Die Dame warf einen mißtrauiſchen Blick in das Geſicht des Polizeipräſidenten.

Der Präſident ſah ſie ſehr ehrlich an.

Er verließ das Zimmer, die Thür ſorgfältig hinter ſich verſchließend.

Er ging in ein, in einem entlegenen Theile des weiten Polizeigebäudes befindliches, etwas verſtecktes Bureau. In dieſem befand ſich ein einzelner Menſch. Es war ein altes zuſammengeſchrumpftes Männchen mit einem dünnen, feinen Geſichte und dünnen, feinen Händen. Er ſaß an einem Tiſche in der Ecke des Zimmers. Vor ihm auf dem Tiſche lagen mancherlei Inſtrumente von Stahl und Meſſing, ſonderbar geformte Scheerchen und Meſſerchen, daneben Wachs, Siegellack, Spirituslämpchen und ſo weiter; Alles gleichfalls ſehr dünn und fein, wie Geſicht und Hände des Männchens.

Der Präſident übergab dem kleinen Manne das Schreiben der Dame. Er ſprach dabei nur Ein Wort.

Sorgfältig!

Der Mann nahm den Brief. Er wandte ſich damit an den Tiſch zurück, dem Präſidenten den Rücken zugekehrt. Dann wurde er einen Augenblick ſehr ge-

ſchäftig. Schon nach einer halben Minute übergab er dem Präſidenten den geöffneten Brief.

Der Präſident las ihn, ſchien durch den Inhalt befriedigt zu ſein, und gab ihn dem kleinen Manne zurück.

Nach einer Minute legte dieſer das Schreiben wieder in die Hände des Präſidenten. Der Präſident beſah es genau. Es war wieder verſchloſſen, ohne eine Spur, daß es geöffnet geweſen war. Er ſteckte es zu ſich, ging in einen anderen Flügel des Gebäudes, und hier durch ein unſcheinbares Pförtchen, zu dem er den Schlüſſel führte, in das unmittelbar daranſtoßende Gebäude des Criminalgerichts. Leicht anklopfend, aber ohne eine Antwort abzuwarten, trat er in ein Zimmer. Es war das Zimmer des Criminalgerichtspräſidenten.

Der Präſident des Criminalgerichts gehörte nicht zu dem Adel des Landes. Der Poſten forderte Verſtand und Kenntniſſe, und zudem einen Mann, der zu gebrauchen war, der keine unbequeme Oppoſition machte.

Vor dem Jahre 1848 war faſt in jedem deutſchen Lande eine allgemeine Klage, wenn ein Bürgerlicher an der Spitze einer höheren Behörde, gar eines Miniſteriums geſtellt wurde. Der adelige Chef wußte in ſeiner Verwaltung ein gewiſſes Maß und den

äußeren Anſtand zu beachten; er machte zuweilen ſogar Oppoſition, dem Fürſten um des geſammten Adels willen, dem er angehörte und in dem er eine Stütze fand, dem Adel, weil in dieſem doch immer Fractionen beſtanden, deren einer er angehörte. Der bürgerliche Chef hatte keine Unterſtützung, als ſeinen eigenen Charakter, und Leute von Charakter wurden ſehr ſelten an die Spitze der höheren Behörden geſtellt. So war er der Spielball aller möglichen höheren Launen, und das Volk ſehnte nur zu oft und nur zu ſehr mit Recht nach dem adeligen Regimente ſich zurück. Seit dem Jahre 1848 hat ſich in manchen Staaten etwas Aehnliches ereignet. Bürgerliche Männer, die als Männer des Volkes ſich emporgeſchwungen hatten, haben häufig genug dem Volke das Gebet ausgepreßt: Herr, behüte uns vor unſeren Freunden, und ſchicke, wenn Eins ſein muß, lieber Feinde über uns.

Der Criminalgerichtspräſident war ein kleiner, kugelrunder Mann mit einem kugelrunden, rothen und freundlichen Geſichte.

Er ſprang, als er den Polizeipräſidenten eintreten ſah, behende, mit einer ſubmiſſen Verbeugung, von ſeinem Arbeitstiſche auf.

Gehorſamſter Diener, Herr Präſident, was gibt mir die große Ehre?

Ach, es ist da eine kleine fatale Sache passirt, die wir aber hoffentlich gemeinsam werden beilegen können. Ich bitte um Ihren Beistand.

Zu Befehl, zu Befehl! Gehorsamster Diener.

So eben wird mir eine Dame eingebracht, die das Unglück gehabt hat, in einem Laden eine Quantität Seidenzeug an sich zu nehmen, wahrscheinlich aus Versehen oder in unbegreiflicher Zerstreuung.

Ich kenne den Fall bereits, durch meine Organe. Es war im Baudis'schen Seidenladen.

Ganz recht. Die Dame nun —. Kennen Sie ihren Namen?

Nein. Er ist nicht bekannt geworden. Man ergeht sich in allerlei Conjecturen darüber.

Sie gehört leider dem Adel an.

Der dicke Criminalpräsident fuhr mit Entsetzen zurück, ob mit einem wahren, oder aus schuldiger Devotion vor dem Adel gemachten, konnte dahingestellt bleiben.

Unmöglich, unmöglich!

Leider auch dem Hofe.

Der dicke Mann entsetzte sich noch mehr.

Dem Hofe? Dem allerhöchsten Hofe?

Es ist das Fräulein von Ankar.

Der runde Mann schlug die Hände über dem Kopfe

zuſammen, während ſeine Augen plötzlich von einer Freude leuchteten, die er vergeblich zu verbergen ſuchte.

Großer Gott, ſeufzte er.

Der Polizeipräſident, mochte er die Freude bemerkt haben oder nicht, fuhr unbefangen fort:

Sie ſehen, die Sache muß beigelegt werden. Der Name darf nicht in die Oeffentlichkeit kommen. Das Fräulein von Ankar ſteht an der Spitze des Vereins für die Bekehrung der Heiden. Protektorin dieſes Vereins iſt Ihre Hoheit die Fürſtin, deren beſondere Gunſt die Ankar genießt, bei der ſie zu jeder Zeit unangemeldet Zutritt hat. Der Skandal wäre ungeheuer, wenn die Sache eklatirte.

Gewiß, gewiß, Herr Präſident, ſie muß beigelegt werden, und ich bin daher der unvorgreiflichen Meinung, daß Sie die Dame ſofort, ohne Weiteres, freigeben.

Ich, mein Freund? Das wird nicht angehen. Sie kennen die Geſetze, die Polizei muß Jeden, der wegen eines Verbrechens ihr eingeliefert wird, dem Gerichte übergeben, unbedingt, ohne Ausnahme. Aber in Ihrer Macht ſteht es, die Dame ſofort des Arreſtes zu entlaſſen. Sie wird ſodann auf freiem Fuße inquirirt, und das Weitere findet ſich in der Länge der Zeit. Schlimmſten Falls hat Seine Hoheit das Recht, die Sache niederzuſchlagen.

Der Herr Präſident, verſetzte ſchlau, aber immer ſubmiß, der bürgerliche Präſident des Criminalgerichts, überſehen nur Einen Umſtand. Nur das Gerichts-collegium, nicht ich allein hat das Recht, die Freiheit eines verhafteten Angeſchuldigten zu verfügen. Bei einem Vortrage im Collegium iſt die Nennung des Namens nicht zu vermeiden, und bei aller Achtung vor der Verſchwiegenheit, die ja auch der Herrr Präſident kennen —

Sie nehmen diesmal ſchon die Sache auf ſich allein, lieber Herr Präſident.

Ich kann nicht; das Geſetz —

Mir zu Liebe.

Unmöglich.

Auch nicht, um Ihrer Hoheit der Fürſtin einen Dienſt, einen großen Dienſt zu erweiſen?

Erweiſen der Herr Präſident ſelbſt Ihrer Hoheit dieſen Dienſt.

Ich kann nicht gegen das klare Geſetz.

Ich zu meinem Bedauern eben ſo wenig.

Wenn nun die Fürſtin beföhle?

Die Gerichte dürfen nur Befehle von Seiner Hoheit dem Fürſten annehmen.

Der Fürſt würde ſicher genehmigen.

Ich muß wagen, nicht ſo ſicher davon überzeugt zu ſein.

Der Criminalgerichtspräſident wurde in ſeinem Weigern in demſelben Grade ſicherer, in welchem der Polizeipräſident, trotz aller ſeiner Gewandtheit, ſichtbar mehr und mehr verlegen wurde.

Sie werden unmöglich vorausſetzen, erwiederte dieſer jenem, daß der Fürſt ſeine Gemahlin compromittiren werde.

Seine Hoheit geruhen, Protektor des Vereins zur Bekehrung der Juden in Ihrem Lande zu ſein.

Der Polizeipräſident ſammelte ſich zu einem letzten Schritte.

Herr Präſident, ſagte er, Sie ſcheinen ſich einer großen und bedenklichen Täuſchung hinzugeben. Es iſt wahr, Ihre Hoheit die Fürſtin iſt Protektorin des Vereins zur Bekehrung der Heiden, und Seine Hoheit der Fürſt Protektor des zur Bekehrung der Juden. Ich muß auch zugeben, was Sie andeuteten, daß eine gewiſſe Aemulation zwiſchen den beiden Vereinen, und für dieſe zwiſchen den hohen Protektoren beſteht. Aber es iſt dies nur ein edler, erhabener Wetteifer, der blos die Sache ſelbſt betrifft, und niemals zu einem Eklat führen wird, wie Sie ihn vorauszuſetzen ſcheinen.

Der Criminalgerichtspräſident ließ ſich nicht einſchüchtern.

Ich erkenne vollkommen dieſen edlen und erhabenen Wetteifer an. Es kommt aber ein anderer Umſtand hinzu. Das Fräulein von Ankar hat leider bei jeder Gelegenheit den Verein zur Bekehrung der Juden zu verkleinern geſucht; ja — der Herr ſprach dieſe Worte mit einem gewiſſen bitteren Eifer — ja, ſie ſcheut ſich ſogar nicht, einzelne Mitglieder dieſes Vereins geradezu zu verleumden. Seine Hoheit ſind daher mit Recht der Dame keineswegs perſönlich gewogen.

Ah, ah, Herr Präſident, erwiederte raſch, boshaft und überlegen der Polizeipräſident, mich dünkt, Sie treten da auf kaum zu rechtfertigende Weiſe dem edlen Herzen Seiner Hoheit zu nahe. Sie, mein Herr, ſind Mitdirektor des Vereins für die Bekehrung der Juden, und nicht gegen die Allerhöchſte Perſon Seiner Hoheit hat das Fräulein von Ankar ſich jemals irgend eine verletzende oder reſpektwidrige Aeußerung erlaubt.

Er ſah den Criminalgerichtspräſidenten durchdringend an.

Dieſer erwiederte den Blick mit außerordentlicher Freundlichkeit, durch die man kaum die im Hinterhalte lauernde Tücke gewahren konnte.

Der Herr Präſident werden ja ſehen. Ich meinerſeits kann nur dem Geſetze gehorchen, an das der

Richter nun einmal ſtrenge gebunden iſt. Die Polizei aber hat das Privilegium, ſich ſelbſt ihre Geſetze zu ſchaffen.

Der Präſident der Polizei ſollte ſich heute in dem Präſidenten der Criminaljuſtiz geirrt haben. Der Mann hatte einen Anhalt an dem Fürſten, und er gab nicht nach.

Der Präſident der Polizei ſah das ein. Er warf nur noch, ohne daß er einen Erfolg erwartete, die Drohung hin:

Mein Herr, Ihnen iſt der Hof fremd, und beſonders das Verhältniß eines Herrſcherpaares zu einander. Sie können bittere Früchte von Ihrer Täuſchung ernten.

Die Drohung hatte in der That keinen Erfolg.

Nicht von meiner Täuſchung, Herr Präſident, erwiederte der freundliche, dicke Mann. Was der Gehorſam gegen das Geſetz, was meine Pflicht mir einbringt, das muß ich über mich ergehen laſſen.

Der Polizeipräſident brach auf.

Ich werde Ihnen die Dame ſofort überliefern. Auch auf der Polizei kennt, außer mir, Niemand ihren Namen. Ich darf bitten, daß dieſer am Criminalgericht blos Ihnen bekannt bleibe, bis weitere Befehle vom Hofe einkommen.

Ganz wie Sie wünſchen. Die Befehle könnten zwar nicht ſofort eintreffen, und nach dem Geſetze muß jeder Verhaftete binnen 24 Stunden nach ſeiner Einlieferung verhört werden. Ich werde aber ſelbſt das Verhör mit der Dame vornehmen.

Nicht um Ihr Müthchen zu kühlen, Herr Präſident.

Kennen der Herr Präſident ein anderes Mittel, das Geheimniß zu bewahren?

Die beiden Herren ſchieden.

Ah, ah, ſagte der Polizeipräſident für ſich, indem er durch das geheime Pförtchen, das von der Polizei zur Juſtiz führte, zurück kehrte. Es thut doch nicht gut, wenn das Bürgerpack zu hoch ſteigt. — Doch was nun? — Ei, was geht mich die Dame an? Aber er muß beſeitigt werden. Das darf nicht wieder paſſiren. Es iſt das erſte Mal, daß er ſich widerſetzt hat. Aber nur der erſte Schritt iſt der ſchwere. Sie geopfert, auf ihn die Schuld.

Er kehrte nach ſeinem Zimmer zurück. Im Vorzimmer übergab er das Schreiben der Dame ſeinem Bedienten.

Sofort mit einer reitenden Ordonnanz an Ihre Hoheit die Fürſtin.

Er trat in ſein Zimmer.

Die Dame lag nachläſſig im Sopha und las in

einem dicken Actenbande. Der Band enthielt Notizen über ſämmtliche „politiſch verdächtige“ Perſonen des Landes.

Eine intereſſante Lectüre, Herr Präſident.

Ich bedaure, meine Gnädige, Sie unterbrechen zu müſſen.

Die Freiheit iſt am Ende intereſſanter.

Ich bezweifle nicht, und darum bitte ich, daß Sie die Gewogenheit haben, mir zu folgen.

Ah, Ihre Equipage —?

Zum Präſidenten des Criminalgerichts.

Das Fräulein erblaßte, trotz der Gewalt, die ſie ſich anthat.

Mein Herr —

Ich bedaure, mein gnädiges Fräulein —

Und mein Schreiben an die Fürſtin?

Es iſt befördert.

So werde ich hier bleiben bis zu einer Antwort. Sie muß in ſpäteſtens einer Stunde eintreffen.

Wahrſcheinlich noch früher. Nur bedaure ich, daß Sie keine fünf Minuten mehr in meinem Zimmer bleiben dürfen.

Und warum nicht?

Der Beamte, der Sie verhaftete, hat geplaudert, daß er Sie an mich perſönlich abgeliefert habe. Auch

meine Frau hat es erfahren. Sie iſt eiferſüchtig; ſie hat den Schlüſſel zu dieſem Zimmer; es dürfte für Sie, meine Gnädige, nicht angenehm ſein, ihr hier zu begegnen.

Die Frau Polizeipräſidentin ſtand in der That im Rufe ſowohl der Eiferſucht als des Plauderns.

Aber warum zum Criminalgerichtspräſidenten?

Aus dem einfachſten Grunde. Ich habe ſein Verſprechen, daß er Sie, nach Erledigung einer unbedeutenden Förmlichkeit, durch die er ſich erforderlichen Falls künftig bei Seiner Hoheit ausweiſen kann, auf der Stelle in Freiheit ſetzen wird.

Sie ſtehen dafür ein?

Ich habe ſein Wort.

Wir ſind perſönlich Feinde.

Sein Ehrenwort! mein Fräulein.

Dieſe Rotüre! Er iſt überdies ein ſchlechter Menſch.

Deſto ſicherer ſind Sie. Er wird ſich in keine Gefahr ſtürzen. Gehen Sie unbeſorgt.

Ich bin in Ihrer Gewalt, mein Herr. Aber wehe Ihnen, wenn Sie nicht Wort halten.

Ich kann mich nur auf das Wort eines Beamten verlaſſen, der bisher nie wortbrüchig war.

Er ſetzte ſich an ſeinen Arbeitstiſch, ſchrieb einige Zeilen, verſiegelte ſie, und klingelte dem Bedienten.

Ein Polizeisergeant! befahl er dem Bedienten.

Darf ich bitten, mein Fräulein, sich fertig zu machen.

Die Dame verhüllte ihre Gestalt mit ihrem weiten Mantel, und ihr Gesicht mit ihrem dichten Schleier.

Der Polizeisergeant erschien.

Der Präsident zeigte auf die verhüllte Dame.

Mit diesem Schreiben an das Criminalgericht, aber persönlich an den Herrn Präsidenten.

Zu Befehl.

Der Sergeant führte die Dame ab. Er führte sie die große Treppe hinunter, durch den weiten Hausflur des Gebäudes, fast eine Halle, die breite Freitreppe hinunter über die Straße in das Gebäude des Criminalgerichts.

Die Nachricht von dem, durch eine vornehme Dame verübten Ladendiebstahl, war schon bis in die untersten Schichten des Volkes gedrungen. Sie hatte mehr als Aufsehen, sie hatte Aufregung hervorgebracht. In dem Flur des Polizeigebäudes standen sämmtliche Unterbeamte, auf der Straße Haufen Volkes. Alle wollten wissen, was aus der vornehmen Diebin werden würde. Alle verfolgten die Vorbeigeführte mit den neugierigsten Blicken. Die Beamten schweigend. Aber in dem Volke auf der Straße erhoben sich, trotz der

Nähe des gefürchteten Palaſtes der Polizei, nicht wenige Ausbrüche des Hohns, der Schadenfreude, auch des Mißtrauens gegen die Gerechtigkeit.

Sehet, ſehet, die Ladendiebin. Die Seidendiebin geht in Seide.

Man braucht nicht Lumpen zu tragen, um ſtehlen zu können.

Aber nur die Diebe in Lumpen werden beſtraft.

Ja, ja, die kleinen Diebe hängt man, und die großen läßt man laufen, ſagt das Sprichwort.

Wer ſie nur ſein mag?

Eine Gräfin, oder ſo etwas!

Herunter mit dem Schleier!

Herunter, herunter!

Die Dame hatte ſich anfangs in die Bruſt werfen wollen. Sie zog es indeß bald vor, mit ſehr eiligen Schritten zu gehen.

Ihre Flucht vermehrte die Aufregung, wie ein Hund biſſiger wird, wenn man vor ihm läuft.

Haltet ſie an!

Reißt ihr den Schleier herunter!

Man ſollte ſie gleich hier abſtrafen. Dort bekommt ſie doch keine Strafe.

Ja, hier, auf offener Straße, öffentlich.

Keinen Straßenunfug, ſagte ein ehrbarer Bürger.

Sehet Ihr denn nicht, wie die Polizei ſie an das Criminalgericht abliefert? Sogar zu Fuße! Die Polizei verfährt gerecht. Auch das Gericht wird ſeine Schuldigkeit thun.

Blendwerk! Blendwerk! Die ſtecken unter einer Decke. Man will den Leuten Sand in die Augen ſtreuen.

Man muß von ſeiner Obrigkeit nicht gleich das Schlimmſte denken.

Was denkt denn ſie von uns?

Die Dame verſchwand in dem Innern des Gerichtsgebäudes.

Der Polizeipräſident trat zufrieden von ſeinem Fenſter zurück, hinter dem er den Auflauf beobachtet hatte.

Der Begleiter der Dame gab ſie mit dem Schreiben des Polizeipräſidenten unmittelbar an den Criminalgerichtspräſidenten ab, und entfernte ſich wieder.

Zwei Feinde ſtanden einander gegenüber, allein, ohne Zeugen, in einer eigenthümlichen Situation. Wie ſehr ſie ſich haßten, zeigten die giftigen Blicke, mit denen ſie ſich gegenſeitig maßen.

Die Dame hatte ihren Schleier zurückgeſchlagen. Ihr Geſicht war beinahe aſchgrau; dicke Schweißtropfen liefen herunter. Aber dieſe Spuren der auf der Straße

ausgeſtandenen Angſt wichen bald dem Eindrucke der tödtlichen Feindſchaft gegen den Mann, in deſſen Gewalt ſie ſich befand.

In dem Geſichte des Präſidenten leuchteten Haß und boshafte Freude. Er ſuchte ſie, unter der Würde des Amtes, zu verbergen.

Er las das Schreiben des Polizeipräſidenten.

Fräulein von Ankar, wie ich hier leſe?

Mein Herr, Sie kennen mich.

Wegen großen Ladendiebſtahls der Polizei eingebracht, und von dieſer hier abgeliefert?

Mein Herr, wozu dieſe Fragen?

Sie ſind Gefangene.

Nun?

Wegen eines Criminalverbrechens.

Heute ich, morgen vielleicht Sie!

Nach Vorſchrift der Geſetze muß jeder Criminalgefangene in den erſten vierundzwanzig Stunden einem richterlichen Verhöre unterworfen werden.

Das wollen Sie jetzt mit mir vornehmen?

So iſt es, und dabei habe ich Sie, gleichfalls nach Vorſchrift der Geſetze, vor allen Dingen daran zu erinnern, daß jeder Angeſchuldigte die Verpflichtung hat, dem Richter die volle Wahrheit zu ſagen. Die Strafen der Lügen vor Gericht —

Mein Herr, Sie ſcheinen ſich eine ſehr unnütze Mühe zu machen.

Sie an die Wahrheit zu erinnern? Es iſt möglich, aber es iſt meine richterliche Pflicht, und ſo wiederhole ich Ihnen denn —.

In der That, Sie bemühen ſich vergebens.

Sie haben doch nicht ſchon Erfahrungen in ſolchen gerichtlichen Angelegenheiten geſammelt?

Mein Herr, nach dem, was der Herr Polizeipräſident mir mitgetheilt hat, darf ich meine ſofortige Entlaſſung von Ihnen erwarten. Haben Sie die Güte, dieſe zu veranlaſſen.

Der Präſident ſtutzte.

Ihre ſofortige Entlaſſung?

So haben Sie ihm verſprochen.

Ich?

Sie.

Das muß ein Mißverſtändniß ſein.

Mein Herr, man kennt Ihre Mißverſtändniſſe. Wagen Sie es nicht, mir gegenüber Ihre genugſam bekannte Rolle ſpielen zu wollen. Sie kennen meine Verbindungen, und Sie wiſſen, wie ich Sie kenne.

Durch das rothe Geſicht des dicken Mannes zog ein bleicher Schatten, aber nur einen Augenblick lang.

Fräulein von Ankar, ſagte er ruhig; Sie ſtehen hier als Angeſchuldigte vor mir, als Ihrem Richter. Bisher weiß, außer dem Polizeipräſidenten und mir, Niemand, daß Sie die Ladendiebin ſind, von der in dieſem Augenblicke die ganze Reſidenz und in drei Tagen das ganze Land ſpricht. Verkennen Sie nicht ferner Ihre Stellung mir gegenüber, oder ich ziehe auf der Stelle, wozu die Geſetze mich ohnehin verpflichten, einen Secretär zu der Verhandlung zu, und in einer Stunde kennt die Reſidenz auch den Namen der Ladendiebin.

Aber auch, mein Herr, eine Anwendung des Sprichworts: Wurſt wider Wurſt. Erfährt die Stadt meinen Namen, ſo erfährt ſie auch die innige Beziehung des Criminalgerichtspräſidenten zu dem Director des Judenbekehrungsvereins, und namentlich gewiſſe Wechſelgeſchichten.

Der bleiche Schatten zog wiederum durch das rothe Geſicht des dicken Mannes, diesmal ſtärker als vorhin.

Die Dame ſprach lächelnd weiter:

Indeſſen, noch beſteht Friede unter uns. Eine fernere Verweigerung meiner Entlaſſung wäre ein Kriegsfall für mich.

Sie machen Krieg mit dem Geſetze.

Sie wollen mich alſo nicht entlaſſen?

Nicht gegen das Geſetz.

Gut.

Die Dame ließ ſich bequem in dem Sopha des Präſidenten nieder.

Der Präſident ſah ſie verwundert an.

Sie achtete nicht auf ihn.

Fräulein von Ankar —

Mein Herr, kein Wort weiter ohne die Gegenwart Ihres Secretärs.

Das entſchloſſene Weſen der Dame machte den dicken Mann unruhig. Sein rothes Geſicht wurde glänzend; aber es waren Schweißtropfen der Angſt, die aus allen Poren hervorbrachen. Er durchmaß mit großen Schritten das Zimmer, augenſcheinlich nach einem Entſchluſſe ſuchend.

Nach einer Weile wurde von außen dringend an die Thür geklopft. Der Präſident öffnete ſelbſt.

Eine ſchleunige Depeſche vom Hofe, ſagte eine Stimme draußen.

Geben Sie her.

Der Präſident kehrte von der Thür zurück, mit einem großen Schreiben in der Hand.

Die Dame war erwartungsvoll vom Sopha aufgesprungen.

Ha, mein Herr! rief sie triumphirend in Blick und Stimme.

Der Präsident erbrach das Schreiben. Er wechselte die Farbe.

Ihre Hoheit befiehlt meine Freilassung, triumphirte die Dame fort.

Der Triumph der Dame vertrieb die Sorge aus dem Gesichte des Präsidenten. Nicht minder als sie, in Blick und Stimme triumphirend, sagte er:

Lesen Sie!

Er überreichte ihr das Schreiben.

Die Dame las es.

Die Reihe, die Farbe zu wechseln, war an sie gekommen. Ihr Gesicht wurde wieder grau.

Die Fürstin hat den Fürsten um meine Freilassung gebeten; der Fürst befiehlt Ihnen, sofort zu ihm zu kommen und ihm Bericht über die Sache zu erstatten.

So ist es.

Und ich?

Ich habe ein hübsches, einsames Gefängniß hier. Erlauben Sie, daß ich Sie einstweilen hineinführe.

Wohl, mein Herr. Aber vergeſſen Sie nicht, daß, wenn ich verloren bin, auch Sie es ſind.

Dem Präſidenten wurde es beinahe zu ſchwer, ſeine zunehmende Sorge unter einem fortgeſetzten triumphirenden Lächeln zu verbergen.

3.

Die Sprechstunde des Ministers.

Der Lehnsstaat hatte, so sagt man, unter seinen großen Vortheilen für das Volk auch den Vortheil eines „patriarchalischen Verhältnisses“ zwischen dem Regierer und den Regierten. Vermöge dieses patriarchalischen Verhältnisses hörte denn der Landesherr selbst und unmittelbar die Bitten, Beschwerden und Klagen seiner Unterthanen an und gab selbst Entscheidung, Abhülfe, oder wo er das nicht konnte, wenigstens Trost oder ein gnädiges Wort. In einigen deutschen Ländern hat sich davon noch jetzt die Sitte erhalten daß der Regent an bestimmten Audienztagen seinen Unterthanen gestattet, vor ihm zu erscheinen und ihm ihre Angelegenheiten vorzutragen, daß mithin, wie man zu sagen pflegt, auch der geringste Unterthan von

dem oberſten Herrn des Landes gehört werden kann und die Ueberzeugung bekommt, daß ſeine Sache dem oberſten Herrn nicht verborgen bleibt, daß die Augen des Fürſten Alles ſehen, ſeine Ohren Alles hören, was im Lande vorgeht, und ſein Wille über Alles entſcheidet, ſeine Diener mithin nichts hinter ſeinem Rücken willkürlich und eigenmächtig vornehmen können.

Ueber die Art und Weiſe, wie dieſes Alles im wirklichen Leben ſich geſtaltet, leben im Munde des Volkes manche intereſſante Anekdoten, die in ſpäteren Zeiten vielleicht als jene köſtliche Poeſie, die in der Volksſage lebt, gelten werden. So namentlich die vom Schwanenwirth. Der Schwanenwirth war ein Wirth in der Reſidenz. Bei demſelben kehrte eines Tages ein Müller aus einer entfernten Provinz des Landes ein. Der Müller theilte dem Schwanenwirth mit, daß er ein wichtiges Geſchäft in der Reſidenz habe, das müſſe er ſelber abmachen, und darum habe er den weiten und beſchwerlichen Weg nicht geſcheut. Er habe nämlich in ſeiner Heimath einen Prozeß mit der Regierung, über ſeine Mühle, die er und ſeine Vorfahren ſchon ſeit ein paar hundert Jahren immer unverrückt und für denſelben Zins an die Regierung beſeſſen. Dieſe Mühle wolle ihm nun auf einmal die Regierung nehmen, wenn er ſie nicht für einen neuen

Zins in neuen Pacht gewinnen wolle, und der neue Zins ſolle dreimal ſo hoch ſein, als der bisherige. Das ſei doch klares und himmelſchreiendes Unrecht, und da er bei den Behörden kein Recht bekommen könne, ſo ſei er jetzt in die Reſidenz gekommen, um dem guten Landesherrn ſelbſt, der einen Jeden anhöre, ſeine Sache vorzutragen, und er zweifle nicht, daß er da gewiß ſein Recht finden werde. Der Schwanenwirth hatte den Müller ganz ruhig angehört; als aber der Müller geendigt hatte, da ſchüttelte er bedenklich und ungläubig den Kopf, und meinte, den weiten und beſchwerlichen Weg in die Reſidenz habe der Müller ſich ſparen können, es werde ihm auch hier nichts helfen. Darüber erſchrak der Müller und fragte den Schwanenwirth, wie denn ſo dieſer das meine, und ob der Fürſt vielleicht Niemanden vorlaſſe, und man ihn dieſerhalb in ſeiner Heimath falſch berichtet habe. O nein, antwortete ihm darauf der Schwanenwirth. Der Fürſt läßt jeden, auch den geringſten ſeiner Unterhanen vor ſich; er wird Euch auch geduldig anhören, vom Anfang bis zum Ende Eurer Sache. Wenn Ihr dann aber fertig ſeid, dann wird er Euch fragen: Haben's halt ſchriftlich? Und wenn Ihr dann ſagt: Ja, dann wird er ſagen: Geben's her, ſollen Beſcheid haben. Und dann gebt

Ihr ihm die Schrift her, und dann bleibt es halt beim Alten. So iſt das hier hergebracht. Ich rathe Euch daher, guter Mann, verſehet Euch vor Allem mit einer guten Schrift über Eure Sache. Nach ſolchen Worten des Schwanenwirths wurde es dem Müller wieder leicht ums Herz, und er entgegnete dem Schwanenwirth, wenn das auch in anderen Sachen ſo gehen möge, ſeine Sache ſei doch zu klar und zu gerecht, und er werde ſie dem Fürſten ſchon ordentlich auseinanderſetzen; er habe daher keine Sorge für ſie. Uebrigens habe er für den Nothfall von einem Advokaten ſich eine Schrift aufſetzen laſſen, die er bei ſich führe, und auch zum Fürſten mit ſich nehmen werde. Der Schwanenwirth verblieb zwar ſteif und feſt bei ſeiner Prophezeihung, der Müller blieb aber eben ſo feſt bei ſeinem Glauben. Am anderen Morgen zu der ein für allemal beſtimmten Audienzſtunde begab ſich der Müller in das Schloß des Fürſten. Er wurde alsbald von dieſem vorgelaſſen, und der Herr fragte ihn ſehr gnädig, wer er ſei, und woher er komme, und was er vorzutragen habe. Der Müller gab auf die Fragen Beſcheid und trug dann ſeine Sache vor, und der Fürſt hörte ihm auf Alles ſo geduldig und aufmerkſam zu, daß jener in ſeinem Herzen laut triumphirte über die Regierung und über den Schwanenwirth, die nun

Beide Unrecht bekommen ſollten. Als er aber geendet hatte, da fuhr der Fürſt auf einmal, wie aus einem tiefen Schlafe hervor, und fragte: Haben's ſchriftlich? Der Müller zog erſchrocken ſeine Schrift hervor. Der Fürſt nahm ſie an, legte ſie auf den Tiſch, auf dem ſchon mehrere ſolche Schriften lagen, und ſagte zu dem Müller: Können gehen, ſollen Beſcheid haben! Das fuhr dem Müller ins Herz hinein, wie ein ſcharfer Stich; er kratzte ſich gewaltig hinter dem Ohre und ſeufzte laut: Da hat der Schwanenwirth doch Recht gehabt. Die Worte aber hatte der Fürſt gehört. Er hielt den Mann an. Heda, fragte er, was hat der Schwanenwirth geſagt? Der Müller kratzte ſich von neuem hinter dem Ohr, und wollte mit der Sprache nicht heraus. Der Fürſt aber wollte mit Gewalt wiſſen, was der Schwanenwirth geſagt habe, und da mußte denn der Müller zuletzt erzählen: Der Schwanenwirth hat mir geſagt, wenn ich zu Eurer Majeſtät käme, ſo würden Eure Majeſtät mich geduldig anhören, und mich dann fragen: Haben's ſchriftlich, und wenn ich dann Ja geantwortet, dann würden Euer Majeſtät mir ſagen: Geben's her, ſollen Beſcheid haben, und dann würde Alles beim Alten bleiben. Als der Müller das geſagt hatte, wurde der Fürſt zornig, und er rief: Das hat der Schwanenwirth geſagt? Ja, das

hat er geſagt, erwiederte der Müller, und ich ſehe, daß er Recht gehabt hat. — Der Schwanenwirth ſoll aber nicht Recht haben, entgegnete der Fürſt, und er ließ ſich nun nochmals die Sache von dem Müller erzählen, und gab dieſem darauf ſofort einen eigenhändigen ſchriftlichen Beſcheid mit einem großen Siegel von ſehr feinem Wachs, das er ſelbſt fabrizirt hatte, und mit Manu propria darunter, daß die Regierung dem Müller die Mühle für den bisherigen Zins belaſſen und ihn ferner für alle Zeit ungeſchoren laſſen ſolle. Das iſt die Geſchichte vom Schwanenwirth und dem Fürſten.

In anderen deutſchen Ländern ſind ſolche ein für allemal beſtimmte Audienztage, ſo wie das ganze unmittelbare Audienzweſen ſchon vor langen Zeiten abgeſchafft. In Preußen erzählt man darüber unter Anderem Folgendes: Unter dem Könige Friedrich Wilhelm I. hatte das „unnütze Queruliren“ (wie man es dort nennt) unmittelbar beim Regenten ſo überhand genommen, daß der König ſich zuletzt veranlaßt ſah, dem Miniſter von Cocceji aufzutragen, ein Mandat wider die Advocaten aufzuſetzen, welche ſich unterſtehen würden, Bittſchriften in Juſtizſachen durch einen Potsdam'ſchen Grenadier unmittelbar bei dem Könige einreichen zu laſſen. Der König Friedrich Wilhelm I.

von Preußen war es bekanntlich, der beſonders eine Garde von ſehr großen Leuten in Potsdam hatte, die aus aller Herren Ländern zuſammengebracht waren, oft auf wunderliche Weiſe. So bringt man namentlich die Gründung der berühmten Ruſſiſchen Gewehrfabrik in Tula mit der Potsdam'ſchen Garde Friedrich Wilhelms I. in Verbindung. Zu der damaligen Zeit blühete nämlich das Gewehrfabrikweſen in Hagen in der Preußiſchen Grafſchaft Mark (in Weſtphalen). Es wollte aber auch der Kaiſer — oder war es vielleicht eine Kaiſerin — von Rußland in ihrem Lande eine tüchtige Gewehrfabrik haben, und der Kaiſer oder die Kaiſerin wandte ſich an den König von Preußen, mit der Bitte, aus ſeinem Lande ihm oder ihr einige tüchtige Werkmeiſter und Fabrikarbeiter zu überlaſſen. Der König fragte ſeine Miniſter; die Miniſter aber — es gab zu vielen Zeiten in Deutſchland Miniſter und Gerichte, die muthig und offen den Fürſten entgegentraten, wenn ſie glaubten, daß das Recht und das Wohl des Landes es fordere; nicht allein das Kammergericht zu Berlin — die Miniſter meinten, es könne nur Rußland Vortheil und Preußen eben ſo großen Nachtheil davon haben, wenn gute Arbeiter aus Preußen weg und nach Rußland gebracht würden, um dort eine Kunſt und ein Gewerbe einzurichten, das jetzt ſo vortrefflich in Preußen

blühe. Der König ſchickte daher eine abſchlägliche Antwort nach Rußland. Der Kaiſer oder die Kaiſerin ruhete jedoch nicht, und da man die Liebhaberei des Königs für große Leute in ſeiner Potsdam'ſchen Garde kannte, ſo bot man ihm an, ihm aus Rußland ſo viele mindeſtens ſieben Fuß große, gerade und kräftig gewachſene Männer für die Garde nach Potsdam zu ſchicken, als er tüchtige Gewehrarbeiter nach St. Petersburg ſchicken werde. Dem Vorſchlage konnte der König nicht widerſtehen, und es wurden in Rußland eine Menge jener großen Männer und in Hagen in Weſtphalen in einer ſchönen Nacht eben ſo viele Fabrikarbeiter in der Stille aufgehoben, und jene wurden nach Potsdam und dieſe nach St. Petersburg gebracht, und die Garde in Potsdam hatte einen Zuwachs bekommen, über welchen dem Könige das Herz im Leibe lachte, und in Rußland wurde die noch jetzt hochblühende Gewehrfabrik von Tula gegründet, und mit den darin geſchmiedeten Waffen wurde im Jahre 1759 der große König von Preußen von den Ruſſen geſchlagen und ſo mancher brave Preuße auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf niedergeſtreckt. Von der Stadt Hagen aber zog ſich die Gewehrfabrikation fort nach Solingen, das damals noch nicht Preußiſch und wo man daher vor ähnlichen — Auswechſelungen ſicher war.

Doch um wiederum auf beſagtes Mandat des Königs gegen die Advocaten zurückzukommen, ſo hatte der König vergeſſen, ſeinem Miniſter die Strafe zu bezeichnen, welche auf die Uebertretung des Verbots geſetzt ſein ſolle. Der Miniſter fragte daher bei dem Könige wegen dieſer Strafe an. Er mußte ſchriftlich anfragen, denn der König, der bekanntlich auch ein fleißiger Maler war, ließ in der Ausübung dieſer Kunſt ſich auch durch ſeinen Miniſter nicht gern ſtören. Als die Anfrage ankam, ſaß der König gerade an der Staffelei, und er malte ſtatt der Antwort, an den Rand des Schreibens einen Galgen, an welchem ein Advocat in Geſellſchaft eines Hundes hing. Am anderen Tage erſchien auf Allerhöchſten Specialbefehl Seiner Majeſtät des Königs ein Edict, worin denjenigen Advocaten, welche ſich, durch einen Potsdam'ſchen Grenadier eine Bittſchrift bei Seiner Majeſtät übergeben zu laſſen unterſtehen würden, die Strafe des Galgens in Geſellſchaft mit einem Hunde angedroht wurde. Auch dieſe Geſchichte wird vielleicht künftig nur als Volksſage ausgegeben werden. Gleichwohl wird ſie verbürgt durch den Hofhiſtoriographen Herrn Friedrich Förſter in ſeiner Geſchichte Friedrich Wilhelms I. von Preußen.

Das patriarchaliſche Inſtitut des unmittelbaren

Anhörens der Unterthanen durch den Landesherrn ist auch in denjenigen Ländern nicht wieder eingeführt, in denen man neuerdings angefangen hat, im Uebrigen die patriarchalischen Zustände des Mittelalters wieder herstellen zu wollen. Vielmehr ist es das Geschäft der Minister geworden, die Beschwerden der Leute anzu hören, oder vielmehr, gemäß jener Theorie des Schwanenwirths, in Empfang zu nehmen; auch längst vor der modernen constitutionellen Zeit, die unter ihren Sonderbarkeiten auch Minister der Regenten zählt, die dem Volke — den Regierten — verantwortlich sein sollen, freilich nach Art der Englischen Verfassung, aber ohne Englische Zustände und deren Garantien.

Für besagtes Geschäft nun haben die Minister überall ein für allemal besondere Stunden bestimmt, in denen Jedem das Ohr des Ministers offen stehe, und diese „Sprechstunden" sind nicht nur in den Adreßbüchern der Residenzen verzeichnet, sondern werden auch oft zur allgemeinen Nachachtung durch die Amts- und Intelligenzblätter des Landes besonders bekannt gemacht. Sie pflegen in der Woche einmal zu sein.

Sie sind regelmäßig stark besucht, von Vertrauenden und nicht Vertrauenden; von solchen, die der Hülfe bedürftig und ihrer nicht bedürftig sind; von frechen, querulirenden Stammgästen, und schüch-

fernen Leuten, die kaum den Diener anzublicken wagen, der ſie Seiner Excellenz anmelden ſoll; von armen, halb verhungerten Geſchöpfen, die von der Grenze des Landes her ſich haben durchbetteln müſſen, um an der vermeintlichen Quelle des Rechts und des Schutzes Recht und Schutz gegen Unrecht und Unterdrückung zu ſuchen; und von oft hohen Beamten der Reſidenz ſelbſt, die den Chef um eine Zulage, einen Orden, eine Beförderung bitten, oder für Gewährung derſelben ihm danken wollen. Oft werden auch Beamte in beſonderen Angelegenheiten herbefohlen. Alle müſſen in einem und demſelben Vorzimmer warten, bis der Miniſter ſie in ſeinem Cabinet empfängt. Sie werden durch den Diener, der dazu im Vorzimmer den Dienſt hat, angemeldet, nach der Reihe, in der ſie in das Zimmer eingetreten ſind, wenn nicht, was oft geſchieht, allerlei Umſtände eine Ausnahme machen. Sie werden angenommen, wenn die Reihe an ſie kommt. Sehr oft kommen nicht Alle, kommt kaum die Hälfte, kaum ein Drittel an die Reihe; die beſtimmten Stunden ſind ſchon abgelaufen; der Fürſt hat Seine Excellenz zu einem ſchleunigen Vortrag befohlen; eine wichtige Staatsaffaire muß ſchleunig zur Verhandlung kommen, eine L'hombre- oder Whiſtpartie oder dergleichen. Die armen Uebriggebliebenen ziehen dann

mit ſehr langen und unglücklichen Geſichtern ab. Freilich haben ſie in der Regel nicht viel mehr verloren, als daß ſie das Cabinet des Miniſters nicht geſehen haben; denn: „der Schwanenwirth ſoll nicht Recht haben“ iſt ja nur eine — „Volksſage.“

Der Miniſter hatte ſeine Sprechſtunden.

In Spanien iſt der Miniſter der Juſtiz zugleich Miniſter der Gnaden. In den kleinen deutſchen Ländern, in denen oft eine Vereinigung mehrerer Aemter in Einer Perſon nothwendig wird, aus allerlei Gründen, aus finanziellen, genealogiſchen und intellectuellen, aus den beiden erſten beſonders bezüglich der Hofſtellen, kann man in Reſidenzen kommen, in denen der Hofmarſchall Herr von Bock heißt, und auch der Oberhofmeiſter heißt Herr von Bock, und der Oberjägermeiſter heißt ſo, und der Landforſtmeiſter, und der oberſte Befehlshaber des Heeres des Ländchens iſt der Major von Bock, und ſo heißt auch der Miniſter des fürſtlichen Hauſes, und alle dieſe ſechs oder ſieben Herren von Bock ſind nur Eine und dieſelbe Perſon, auf deren Schultern die Laſten (der Herr Setzer wolle nicht Laſter drucken laſſen) jener ſämmtlichen Aemter zuſammengehäuft ſind. In ſolchen und anderen kleinen deutſchen Ländern hat auch der Juſtizminiſter manchmal mehrere Departements zu verwalten;

aber er iſt nicht Juſtizminiſter und Miniſter der Gnaden, ſondern mit dem Juſtizminiſterium iſt gewöhnlich das Miniſterium des Innern und der Polizei verbunden.

So war es auch der Fall mit dem Miniſter, der ſeine Sprechſtunden hatte.

Das Vorzimmer war gefüllt mit Perſonen, die dem Miniſter ihre Wünſche, ihre Bitten, ihren Dank vortragen wollten. Der letzteren mochten freilich nur wenige ſein.

Das Vorzimmer beſtand aus einem langen, weiten Saale, in deſſen Mitte ſich nur ein kleiner runder Tiſch, und außerdem an den kahlen, mit einer ſehr gewöhnlichen Tapete beklebten Wänden nur Rohrſtühle befanden. Blos an dem oberen Ende ſtand ein Sopha mit einigen Polſterſeſſeln zu beiden Seiten.

Die anweſenden Perſonen gehörten allen Ständen, jedem Alter, und, wie die verſchiedenen Trachten zeigten, allen Provinzen des Landes an. Sehr anſtändige Bürgersleute aus der Reſidenz waren da, im ſchwarzen Frack, mit Glacéhandſchuhen und feinem Kaſtorhut. Beamte mit aufgeblaſenen oder ſehr ſubmiſſen Geſichtern, je nach Rang und Stufe des Amtes; die zur Uniform Berechtigten in der ſteifen Uniform; die nicht dazu Berechtigten in ſchwarzem Frack und weißer Halsbinde, ſehr ſauber zwar, aber auch ſehr

einfach, den Frack mehr abgetragen als neu. Ein armer Subalternbeamter, der von ſeinem geringen Gehalte ſeine jährlich ſich vermehrende Familie nicht mehr ernähren konnte, hatte in ſeiner Noth ſich endlich ein Herz gefaßt, den Miniſter perſönlich um eine Zulage zu bitten, und er hatte ſich in ſeinen einzigen guten und noch ziemlich neuen Rock geworfen. Nachdem er ſeine Bitte vorgetragen, hatte der Miniſter ihm einfach bemerkt, er trage da noch einen neuen Rock, die Noth müſſe ſo groß nicht ſein. Seitdem trug kein Subalternbeamter, der vor dem Miniſter erſcheinen mußte, einen neuen Rock mehr. Man ſagte ſogar, dieſe Beamtenklaſſe halte auf gemeinſchaftliche Koſten einen ſchon veralteten, aber ſtets ſehr ſauber gebürſteten ſchwarzen Frack, zum gemeinſchaftlichen Gebrauche in den Sprechſtunden des Miniſters.

Es waren in dem Vorzimmer des Miniſters ferner einige Offiziere in Uniform; eine Menge Landleute aus den Provinzen, darunter Greiſe, junge Mädchen, und Frauen mit kleinen Kindern.

Die Offiziere hatten das Sopha eingenommen. In einigen der Polſterſeſſel ſaßen uniformirte Beamte. Die anſtändigen Bürger hatten ſich auf die Rohrſtühle geſetzt, aber vorſorglich die Füße eingezogen. Die Subalternbeamten ſtanden ſubmiß, mit zur tiefen Ver-

beugung vorgeneigtem Körper. Von den Landleuten ſaßen gleichfalls einige auf den Rohrſtühlen, die Beine weit ausgeſtreckt; ſie ſahen aus, als wenn ſie ſich hier heimiſch fühlten; hieran und an den meiſt liſtigen, mitunter eigentlichen Galgen-Geſichtern war unſchwer zu erkennen, daß ſie zu den querulirenden Stammgäſten des Vorzimmers gehörten. Andere dagegen ſtanden mit ſcheuen, verlegenen, ängſtlichen Geſichtern aufrecht, faſt kerzengerade in dem Zimmer; ſie waren in der Nähe der Thür ſtehen geblieben, als wenn ſie nicht wagten, mit ihren groben Stiefeln oder Schuhen den parkettirten Fußboden zu betreten; eine Stuhllehne auch nur anzurühren oder mit ihren groben Kleidern daran zu ſtreifen, wagten ſie in der That nicht.

In der ganzen Verſammlung herrſchte eine große Stille. Die einzigen Laute, die man hörte, waren leiſes Flüſtern einzelner Weniger mit einander, und ein ſeltenes leiſes Auftreten mit den Fußſpitzen. Die Meiſten ſaßen oder ſtanden ſchweigend, unbeweglich, mit ihrem Anliegen beſchäftigt, auf den Moment harrend, in welchem ſie dieſes würden vorbringen können.

Eine einzige Perſon bewegte ſich vielfach unter den Anweſenden umher. Es war der Canzleidiener des Miniſters, der das Amt des Anmeldens bei Seiner

Excellenz hatte. Der Mann war in blauem Frack mit blanken weißen Knöpfen, mit einer hohen weißen Cravatte, einem sehr aufmerksamen Blicke und im Uebrigen einem nichtssagenden, und doch eine gewisse Würde aussprechenden Gesichte. Sein Platz war meist in der Mitte zwischen der Eingangsthür in das Zimmer und der Thür, die in das Cabinet des Ministers führte. Er konnte dort bequem beide Thüren übersehen, mithin Alles, was ein- und ausging, um, sobald Jemand das Cabinet des Ministers verließ, sofort denjenigen, an dem die Reihe war, wieder einzuführen. Dies geschah in der Weise, daß er in dem Augenblicke, wenn die Thür des Cabinets sich öffnete, an denjenigen, der an der Reihe war, herantrat, ihn um seinen Namen fragte, dann in das Cabinet ging, den Namen dem Minister anmeldete und nun, wenn er nicht einen ausdrücklichen anderen Befehl erhielt, den Angemeldeten einließ. Auch dieses Alles ging sehr leise vor sich; er flüsterte nur, und mit ihm wurde nur geflüstert. Dabei hatte er durch langjährige Uebung einen so sicheren Blick und ein so getreues Gedächtniß sich erworben, daß er, ohne die geringste schriftliche Notiz machen zu müssen, nie denjenigen, an dem nach der Zeit seines Eintritts die Reihe der Anmeldung war, überging, es mochten ihn denn be-

ſondere Umſtände zu einem abſichtlichen Uebergehen veranlaſſen.

Eine blaſſe, kummervoll ausſehende Frau, in ärmlicher, ländlicher Kleidung, ſtand in der Nähe des Canzleidieners. Ihr Auge war auf dieſen von der Seite, ängſtlich, aber deſto geſpannter gerichtet. Die Frau hatte dem wichtigen Manne etwas zu ſagen; aber ſie wagte es nicht, ihn geradezu anzublicken, vielweniger ihn anzureden. Der wichtige Mann achtete nicht auf ſie. Sein Auge ſah nach der Thür des Cabinets; ſein ſcharfes, und nicht minder als das Auge aufmerkſames Ohr hatte gehört, wie in dem Cabinet Tritte der Thür ſich genähert hatten; der im Cabinet befindliche Supplikant hatte ſchon ungewöhnlich lange ſich verweilt; die Thür mußte alſo in jedem Augenblicke ſich öffnen. Sie öffnete ſich.

Die blaſſe Frau fuhr zuſammen und wagte es, ihren Blick voller auf den Canzleidiener zu werfen, zu fragen, ob ſie denn jetzt vorkommen werde. Aber die Reihe war noch nicht an ihr. Ein Bürger von den Rohrſtühlen wurde angemeldet und eingeführt.

Der Canzleidiener kehrte auf ſeinen Poſten zurück. Doch ſtellte er ſich näher zu der Frau. Er beſah dieſe von oben bis unten. Die Frau zitterte heftig.

Wie heißen Sie, Frau?

Die Frau konnte vor Zittern kaum antworten.

Hanſemannen.

Aus?

Aus Fallershauſen.

Der Mann hatte mit einer wohlwollenden Stimme geſprochen. Die Frau erholte ſich von ihrer Angſt; ſie bekam ſogar Muth.

Werde ich jetzt hereinkommen? fragte ſie, obwohl noch ſchüchtern.

Sie ſind die nächſte.

Ach, lieber Herr, nicht wahr, Sie gehen zuvor noch zu dem gnädigen Herrn hinein, und ſagen ihm, daß ich zu ihm möchte?

Ja, ich melde Sie an.

Könnten Sie mir dann wohl den Gefallen thun ein gutes Wort für mich einzulegen?

Dem Manne mochten dergleichen Bitten ſchon oft vorgekommen ſein; er lächelte nicht einmal darüber.

Ich darf blos Ihren Namen anmelden.

Bei der Gelegenheit, meine ich. Ach, lieber Herr, Sie verdienen ſich einen Gotteslohn. Ich bin in ſo großer Noth. Mein Mann hat das Unglück gehabt, einen fürſtlichen Haſen zu ſchießen. Die Thiere waren alle Abend auf unſer Land gekommen und hatten den

Kohl abgefreſſen. Nun haben ſie ihn zu einem Jahre Zuchthaus verurtheilt, und ich weiß nicht, wovon ich mit meinen drei kleinen Kindern leben ſoll. Da wollte ich nun bitten —

Das müſſen Sie Seiner Excellenz ſelber ſagen.

Ach ja, aber Sie könnten wohl ſchon vorher ein Wörtchen für mich ſprechen.

Iſt ſtrenge verboten.

Er trat von der Frau zurück.

Die Frau trocknete mit ihrer Schürze ein paar Thränen ab. Der Mann hatte fortwährend in ſeinem wohlwollenden Tone geſprochen; ſeine Worte mochten gleichwohl ſchon Zweifel in ihr erregt haben, ob ſie in dem Vorzimmer des Miniſters der Gnaden ſtehe.

Zu dem Canzleidiener trat ein Bedienter in reich galonirter Livree. Er zog den Canzleidiener auf die Seite.

Der Herr Miniſter läßt Ihnen ſagen, den Criminalgerichtspräſidenten, der gleich kommen wird, nicht ohne vorherige Anmeldung einzuführen, auch wenn er ſagen ſollte, daß er befohlen ſei. Sie ſollen ihm geradezu bemerken, daß er warten müſſe.

Das nichtsſagende Geſicht des Canzleidieners bekam auf einmal Ausdruck, den einer großen Neugierde.

Was mag das zu bedeuten haben, Herr Friedrich?

Ich weiß es nicht.

Der Bediente ging weiter.

Der Canzleidiener legte ſinnend den Finger an die Naſe, und wurde ſo nachdenklich, daß er nicht bemerkte, wie der Präſident des Criminalgerichts gleich darauf eintrat.

Der kugelrunde Mann war in einer ſteifen Uniform ſo eingepreßt, daß er kaum ſich bewegen und Athem holen konnte.

Er ging puſtend, aber mit ſehr herablaſſend freundlichem Geſichte auf den Canzleidiener zu.

Guten Tag, guten Tag, lieber Herr Steinsdorf. Recht voll heute hier. Wird ſpät werden für Sie. Geplagter Mann!

Gehorſamſter Diener, Herr Präſident. Ja, ein ſchwerer Dienſt.

Haben ihn Alle, haben ihn Alle. Wer iſt drinnen bei Seiner Excellenz?

Ein Bürger aus der Stadt.

Ich bin befohlen, lieber Herr Steinsdorf.

Bedaure gehorſamſt, Herr Präſident.

Was, lieber Herr Steinsdorf?

Ich darf den Herrn Präſidenten ohne vorherige Anmeldung nicht einführen.

Durch das rothe Geſicht des runden Mannes zogen einige weiße Striche.

Was? Was ſoll das bedeuten?

Ich weiß es auch nicht.

Haben Seine Excellenz ſelbſt Ihnen das befohlen?

Durch den Friedrich.

Durch den Bedienten?

Der Präſident wurde blaſſer und ſehr nachdenklich.

Melden Sie mich aber gleich an, lieber Herr Steinsdorf, ſetzte er unruhig hinzu.

Sobald die Thür ſich öffnet.

Das meinte ich, das meinte ich nur.

Die Thür des Cabinets öffnete ſich. Der anſtändige Bürger trat aus dem Cabinet. Der Canzleidiener ging in dieſes hinein.

Der dicke Criminalgerichtspräſident und die blaſſe Frau ſahen ihm mit geſpannter Erwartung nach.

Er kam zurück. Er winkte der blaſſen Frau, einzutreten.

Die Frau zitterte ſo heftig, daß ſie ſich nur mit Mühe voranbewegen konnte.

Auch den Criminalgerichtspräſidenten befiel plötzlich ein Zittern. Er mußte ſich auf einem Rohrſtuhle niederlaſſen.

Der Canzleidiener ging zu ihm, aber mit ſehr verlegenem Geſichte.

Sie müßten warten, befahlen Seine Excellenz.

Warten? Das ſagten Seine Excellenz ſelbſt?

Er bekam keine Antwort. Der Canzleidiener war ſchon auf ſeinen Poſten zurückgekehrt.

Der Präſident wurde blaſſer und nachdenklicher.

Die Eingangsthür des Vorzimmers öffnete ſich mit mehr Geräuſch als gewöhnlich. Die Augen ſämmtlicher Anweſenden wandten ſich zu ihr, neugierig, beinahe verwundert. Der Canzleidiener ſah mit einem amtlichen Unwillen hin.

Ein Herr von großem, ſtarkem Körperbau, mit einem ſtarkknochigen, übermüthigen, aber klugen Geſichte trat in das Zimmer ein. Er blickte mit einem Gemiſch von Verdruß und Geringſchätzung umher. Als er den Canzleidiener bemerkte, ging er auf dieſen zu, aber mit feſtem Tritt, nicht auf den Zehen ſchleichend wie die Anderen.

Auch in dem Geſichte des Canzleidieners zeigten ſich verſchiedene Empfindungen, als er den Herrn erblickte, eine gewiſſe Freude, aber auch eine gewiſſe Beſorgniß.

Ein Wort, ſagte der Herr zu dem Canzleidiener.

Er ging zu einer leeren Fenſterniſche.

Der Andere folgte ihm.

Sie bekommen — der Fremde ſprach dieſe Worte in einem beinahe befehlenden Tone, aber mit ſehr leiſer Stimme. — Sie bekommen zwei Thaler, wenn Sie mich ſofort anmelden.

Freude wie Verlegenheit traten in dem Geſichte des Beamten, der zugleich Bedienter war — wenn das keine Tautologie iſt — entſchiedener hervor.

Sofort, Herr Diekmann? Das wird nicht angehen. Es würde zu ſehr auffallen. Aber der Zweite, höchſtens der Dritte ſollen Sie ſein.

Ich bin zufrieden. Hier. Aber halten Sie Wort.

Er gab dem Diener Geld, das dieſer ſo verſtohlen als möglich annahm, indem er das gleichgültigſte Geſicht von der Welt machte.

Der Diener trat auf ſeinen Poſten zurück.

Zwei Perſonen naheten ſich ihm hier. Ein Kerl in einem ſchmierigen, zerlumpten Rocke, mit einem ausgehungerten Geſichte, und den verſchmitzteſten Spitzbubenaugen, die man ſehen konnte; und ein Herr in einem zwar nicht mehr neuen, aber ſehr ſauberen ſchwarzen Fracke, in einer weißen Halsbinde und mit dem bleichſten, aufgedunſenſten und dümmſten Geſichte, das man ſehen konnte; der Herr ſchien zu den Subaltern-

beamten mit dem gemeinſchaftlichen Sprechſtundenfrack zu gehören.

Beide langten zu gleicher Zeit bei dem Canzleidiener an. Ein ſtrenger Blick des Herrn ließ jedoch das Spitzbubengeſicht auf einen Schritt wieder zurücktreten.

Wer iſt der große Herr da, lieber Herr Steinsdorf? fragte neugierig der Herr.

Der da im Fenſter, Herr Hofrath?

Ja, mit dem Sie eben ſprachen.

Der Kaufmann und Fabrikbeſitzer Diekmann aus Ringerode.

Der Hofrath erſchrak beinahe.

Was? Der?

Ja der, Herr Hofrath.

Das wird ein heißer Tag werden, Herr Steinsdorf.

Mit dem und Seiner Excellenz, Herr Hofrath?

Ja, ja, Herr Steinsdorf. Der Mann iſt Demokrat, Herr Steinsdorf.

Was, Herr Hofrath?

Wie ich Ihnen ſage. Aber ſehr reich; keiner von den gewöhnlichen Lumpen. Es iſt Schade um den Mann, nämlich, daß er Demokrat iſt.

Ja, ja, Herr Hofrath.

Nun will er seine Fabriken erweitern, und dazu bedarf er der Concession der Regierung, und Seine Excellenz tragen mit Recht Bedenken, die Concession zu ertheilen. Sie begreifen, Herr Steinsdorf, man darf solchen Menschen nicht selbst die Mittel für ihre Umsturzzwecke in die Hand geben. Und dann ist auch ein Vetter des Herrn von Hauenstein da, der ein Vetter von Seiner Excellenz ist, der will gerade auch eine solche Fabrik anlegen. Nun hat aber dieser Herr Diekmann gedrohet, wenn man ihm nicht die Concession gebe, so gehe er mit seinem ganzen Vermögen außer Landes, und lege seine Fabiken jenseits hart an der Grenze an, wo er zudem weniger Steuern und geringere Arbeitslöhne zu bezahlen habe, und also die Fabrikation hier im Lande vollständig ruiniren könne. Er hat dabei sogar sich geäußert, daß es drüben nicht so viele adlige Raubritter gebe —

Das ist ja ein frecher Mensch, Herr Hofrath.

Seine Excellenz hat ihn auch schon abfertigen lassen, durch den Herrn Assessor Wegener, einen sehr tüchtigen jungen Beamten, wie ich Ihnen versichern kann, Herr Steinsdorf. Herr Assessor Wegener gab ein Dekret an — ich habe es selbst expedirt — worin dem Herrn Diekmann bemerklich gemacht wurde, daß

die Raubritter heut zu Tage hinter den großen Schornſteinen der Fabriken hauſeten.

Das war ihm geſund, Herr Hofrath. Aber was mag er hier noch wollen?

Ja, das iſt eine eigene Sache, Herr Steinsdorf. Ihnen im Vertrauen kann ich ſie ſagen. Die Acten werden zwar ſecretirt; aber Sie gehören ja zum Miniſterium, und Sie werden mich nicht verrathen.

Gewiß nicht, Herr Hofrath.

Der Herr Diekmann hat die Sache unmittelbar Seiner Hoheit vorgetragen, und Seine Hoheit, die das große Vermögen nicht gern aus dem Lande laſſen wollen, haben Seiner Excellenz befohlen, mit dem Manne in perſönliche Unterredung zu treten.

Dazu iſt er nun wohl hier, Herr Hofrath?

Natürlich. Na, das wird ein heißer Tag werden.

Der Hofrath trat auf ſeinen früheren Platz zurück.

Die Spitzbubenphyſiognomie, die unterdeß ruhig gewartet hatte, trat an den Canzleidiener.

Herr Canzleidiener, die Reihe iſt an mir.

Noch nicht.

Ich habe genau aufgepaßt.

Sie haben ſich verrechnet.

Herr Canzleidiener, ich bin oft hier —

Das weiß Gott, faſt an jedem Sprechtage.

Leider wird man durch die ſchlechten Behörden im Lande dazu gezwungen. Aber das geht Sie nichts an. Sie haben mir früher viel weiß machen können. Jetzt bin ich klug geworden. Die Reihe iſt an mir.

Schweigen Sie. Sie ſtören die Ruhe.

Ich habe Ihnen noch ein paar Worte zu ſagen. Der große Herr da im Fenſter, den ich hier noch nicht geſehen habe, hat Ihnen Geld gegeben.

Der Canzleidiener erblaßte.

Ah, Sie werden verlegen. Ich wollte Ihnen nur ſagen, wenn der Mann früher vorkommt, als ich, ſo denuncire ich Sie bei Seiner Excellenz.

Ja, ja, Sie denunciren alle Welt; das iſt Ihr Handwerk. Aber der Herr Miniſter kennt Sie.

Ich habe Sie gewarnt, Herr Canzleidiener; nehmen Sie ſich in Acht.

Auch er ging auf ſeinen Platz zurück.

Der Canzleidiener ſtand verlegen.

Die Thür des Vorzimmers öffnete ſich wieder. Ein junger Mann in einer Beamtenuniform trat ein. Der Mann war noch ſehr jung, und die Uniform war noch ganz neu. Der junge Mann hatte ein hübſches und kluges Geſicht mit einem etwas jüdiſchen Zuſchnitt und mit großer Beweglichkeit der Züge, ſo daß ſie faſt in derſelben Sekunde Hochmuth und Unterwürfig-

keit zeigten. Mit dem Ausdrucke der zweiten machte er tiefe Verbeugungen nach dem Sopha und den gepolsterten Lehnsesseln hin; mit dem des ersten überschaute er die Gruppe der armen Landleute; mit dem der zweiten wieder ging er auf den Canzleidiener zu. Doch hatte seine Unterwürfigkeit gegen diesen zugleich etwas Vertrauliches und Herablassendes.

Er gab dem Canzleidiener die Hand, die dieser mit großer Ehrerbietung berührte.

Guten Tag, guten Tag, lieber Herr Steinsdorf, wie hat es Ihnen denn so lange gegangen?

Danke gehorsamst, Herr Assessor. Ich freue mich, daß Sie wieder bei uns sind. Ich hatte es schon gehört. Eine prächtige Carrière gemacht. Noch so jung! Ich erlebe es noch, so bei Ihnen anzumelden.

Der junge Beamte zupfte mit einem strahlenden Gesichte an seiner neuen Uniform.

Sie lassen mich doch nicht so lange warten, mein lieber Herr Steinsdorf?

Gott behüte. Sie!!

Aber auch nicht zu auffallend.

Pah, Sie haben Vortrag bei Seiner Excellenz.

Der junge Assessor nickte freundlich zustimmend, und ging mit würdevollen tiefen Verbeugungen zu dem Sopha hin.

Der neugierige Hofrath nahete ſich wieder dem Canzleidiener.

Das war doch nicht der —?

Ja, das war der Aſſeſſor Bärenſtein, der neue Hülfsarbeiter bei Seiner Excellenz.

Alſo doch?

Er hat ſeit einem Jahre bei einem Collegium in der Provinz gearbeitet.

Ja, ich weiß, in Sandau. Der Präſident dort iſt ein Freund Seiner Excellenz. Er empfahl den jungen Mann Seiner Excellenz in allen Berichten als einen höchſt ausgezeichneten Arbeiter; ſo konnte er denn ſchon nach einem Jahre in das Miniſterium gezogen werden, ohne daß es auffiel. Der junge Mann wird noch eine bedeutende Carrière machen, Herr Steinsdorf.

Ich glaube das auch, Herr Hofrath.

Er hat Takt, Herr Steinsdorf. Schon als junger Acceſſiſt hatte er in dem Collegium, bei dem er arbeitete, die Räthe, auf die der Präſident etwas hielt, von den anderen herausgefunden; wenn die nun ihre Arbeiten vortrugen, ſo ſchlich er auf den Zehen hinter ihren Stuhl und lauſchte, um ja kein Wort von dem intereſſanten und lehrreichen Vortrage zu verlieren. Das bemerkten natürlich die Herren ſowohl

als der Präſident, und ſo kam man ihm ſchon früh von allen Seiten entgegen.

Ja, Herr Hofrath, er iſt ein ſehr lieber Menſch.

Und auch die Damen haben ihn gern.

Die Thür des Cabinets Seiner Excellenz öffnete ſich, aber nur wenig. Man erblickte Niemanden in der Oeffnung; aber eine Stimme rief befehlend:

Steinsdorf!

Der Hofrath flog erſchrocken zurück.

Mein Gott, Seine Excellenz ſelbſt!

Der Canzleidiener flog verwundert zu dem Cabinet.

Was mag das ſein?

Die Frau fort! hörte man dieſelbe Stimme, die des Miniſters, dem Diener befehlen.

Gleich darauf ſah man den Diener mit der blaſſen Frau aus dem Cabinet zurückkommen. Er trug ſie mehr als er ſie führte.

Ein von Zorn geröthetes Geſicht blickte hinter der Frau her; es war das des Miniſters, der ſelbſt die Thür zumachte.

Die Frau war einer Ohnmacht nahe.

Der Canzleidiener brachte ſie auch aus dem Vorzimmer hinaus. Draußen überließ er ſie ihrem Schickſale.

Nur zwei mitleidige Frauen aus der Gruppe der armen Landleute folgten ihr, ſie zu unterſtützen.

Der Canzleidiener führte einen der Offiziere in das Cabinet Seiner Excellenz.

Das Spitzbubengeſicht lächelte liſtig, aber geduldig, und warf nur lauernde Blicke auf den reichen Fabrikherrn.

Der Offizier blieb nur kurze Zeit in dem Cabinet.

Der Canzleidiener führte den jungen Aſſeſſor ein.

Das Spitzbubengeſicht lächelte wieder liſtig, aber geduldig und nur den Fabrikherrn mit den Augen wahrend.

Der Fabrikherr war deſto ungeduldiger geworden.

Er trat zu dem Canzleidiener.

Ich ſollte der Dritte ſein.

Der Herr hat Vortrag bei Seiner Excellenz.

Der Fabrikherr kehrte mit unterdrücktem Zorn zu dem Fenſter zurück.

Der junge Aſſeſſor trat erſt nach längerer Zeit wieder hervor, mit glücklichem Geſicht. Aber er blieb in ſeinem Glücke dankbar und höflich. Mit einem verbindlichen Händedrucke verabſchiedete er ſich von dem Canzleidiener, mit tiefen Verbeugungen von dem Sopha und den Polſterſeſſeln.

Aus dem wird noch ein großer Mann, ſprach bewundernd der Canzleidiener hinter ihm her.

Aber der arme Mann hatte nur wenige Zeit für ſeine Bewunderung.

Vom Fenſter her nahete ſich ihm der Fabrikherr, und in demſelben Augenblicke von der anderen Seite das Spitzbubengeſicht. Der Canzleidiener ſtand rathlos.

Nun? fragte ungeduldig der Fabrikherr.

Das Spitzbubengeſicht lächelte, frech, höhniſch, lauernd.

Der Canzleidiener faßte ſeinen Entſchluß. Die Ehrlichkeit ſiegte, oder die Furcht.

Das nächſte Mal, ſagte er zu dem Fabrikherrn, mit einem entſchuldigenden Achſelzucken auf das freche Spitzbubengeſicht zeigend.

Hat der auch Vortrag? fragte der Fabrikherr.

Die Thür des Cabinets wurde heftig aufgeriſſen.

Seine Excellenz erſchien in derſelben, ſchweigend, aber mit finſterer Miene ungnädiger Ungeduld im Vorzimmer umherblickend, und den Canzleidiener, den armen Canzleidiener ſuchend.

Der Diener ſtürzte zu Seiner Excellenz.

Der Fabrikherr folgte ihm auf dem Fuße.

Dem Fabrikherrn folgte auf dem Fuße das Spitzbubengeſicht.

Jeder wollte dem Anderen den Vorrang abgewinnen. Alle drei langten zu gleicher Zeit an der Thür des Cabinets an, in welcher noch immer, mit wachſend ungnädiger Miene, der Miniſter ſtand.

Der Fabrikherr packte mit ſeiner kräftigen Hand den ſchäbigen Inhaber des Galgengeſichtes an der Bruſt und warf ihn zurück, daß er hinfiel.

Das Galgengeſicht raffte ſich wieder auf, ſprang wüthend vor, und rief:

An mir iſt die Reihe.

Und ich, ſagte trocken, aber derb der Fabrikherr, und ich habe hier bezahlt.

Der Canzleidiener zitterte wie Eſpenlaub.

Der Miniſter ſah die Drei Einen nach dem Anderen an.

Wer ſind Sie? fragte er den Fabrikherrn.

Der Kaufmann Diekmann aus Ringerode. Ich bin auf Befehl — auf den Wunſch Seiner Hoheit hier, und bitte um meine baldige Abfertigung; ich habe nicht viele Zeit.

Sie werden vorgelaſſen werden, wenn die Reihe an Ihnen iſt. Steinsdorf, an wem iſt die Reihe?

An mir! rief frech das Spitzbubengeſicht.

Iſt es ſo, Steinsdorf?

Euer Excellenz, der Herr Diekmann —

Das Spitzbubengeſicht überſchrie den Diener.

Der Herr hat den Canzleidiener beſtochen. Ich habe es mit meinen eigenen Augen geſehen.

Was, mein Herr?

Zum Teufel, ich habe bezahlt. Wer gut fahren will, muß gut ſchmieren, beſonders hier in der Reſidenz. Und mir iſt meine Zeit Geld.

Mein Herr, Sie werden der letzte ſein, und Er, Patron, der vorletzte.

Das iſt keine Gerechtigkeit, ſchrie das Galgengeſicht. Ich werde mich bei Seiner Hoheit beſchweren, beim Bundestage.

Der reiche Fabrikherr aber ſagte:

Herr Miniſter, wenn Sie mir noch etwas mitzutheilen haben, ſo haben Sie die Güte, ſich zu mir nach Ringerode hinauszubemühen. Und Sie, mein guter Canzleidiener, können für die zwei Thaler ſich einmal einen vergnügten Abend machen.

Er ging, derb und geräuſchvoll, wie er gekommen war, und wie er geſprochen hatte.

In der Thür begegnete ihm der Polizeipräſident.

Dieſen winkte der Miniſter ſofort, mit einem ſehr gnädigen Lächeln, zu ſich in das Cabinet.

Es erhob ſich zwiſchen beiden ein angelegentliches Geſpräch, und zwar ohne bureaukratiſche Courtoiſie, ohne Submiſſionsſtriche und dergleichen; die beiden Herren waren ſich in ihrem Adel und vielleicht noch in manchen anderen Dingen gleich, und ſie waren unter ſich.

Nun, mein lieber Freund, fragte dringend der Miniſter, wie ſteht denn eigentlich die Sache? Ich habe den Menſchen, den Bellmann, in Folge Ihrer Zeilen, auf der Stelle hierher beſchieden, trotz meiner Sprechſtunde. Ich denke auch, dafür geſorgt zu haben, daß er etwas eingeſchüchtert werde. Aber erzählen Sie.

Sie kennen, erwiederte der Polizeipräſident, aus meinen Zeilen den Unfall, der die Ankar betroffen hat. Die Fürſtin, außer ſich, hat vom Fürſten ſofort die Freilaſſung verlangt. Der Fürſt, der die Ankar nicht ausſtehen kann, hat die Freilaſſung nicht ſogleich bewilligen wollen. Es iſt eine heftige Scene entſtanden. Ich habe ſie aus dem eigenen Munde der Fürſtin. Sie hat ſich auf ihren Verein für die Heidenbekehrung berufen, der zu Grunde gehen müſſe, wenn die Geſchichte bekannt werde. Er hat erwiedert, das ſei ihm ganz Recht, denn die Perſon ruinire durch ihr heuchleriſches Agitiren und ihre ſpitzigen und ver

leumderiſchen Redensarten ihm ſeinen Verein für die Judenbekehrung. Sie hat dann ſich darauf berufen, mit der Heidenbekehrung gehe ihr Anſehe nim Laude zu Grunde. Er hat entgegnet, um die Heidenbekehrung zu heben, habe man ſein Anſehen im Lande ſchon längſt zu untergraben geſucht. Zuletzt hat der Fürſt entſchieden, daß er zunächſt den Criminalgerichtspräſidenten hören wolle. Nun, was dieſer Herr Bellmann geſagt hat, können Sie ſich denken, lieber Adlerberg. Die Ankar kennt den Menſchen zu genau und hat nur zu oft verſucht, ihre Kenntniß auch dem Fürſten zu verſchaffen, und der Director des Vereines für die Judenbekehrung weiß dieſes Alles zu gut, als daß er nicht die Gelegenheit hätte ergreifen ſollen, Oel ins Feuer zu gießen. So hat denn der Fürſt entſchieden, daß der Gerechtigkeit ihr freier Lauf gelaſſen werden ſoll, und die Ankar ſitzt noch; die Fürſtin iſt noch außer ſich; der ganze Hof iſt in Aufruhr, denn Fürſt und Fürſtin werfen ſich entſetzliche Geſichter zu, und kein Menſch weiß und darf wiſſen, warum. Der dicke Bellmann allein triumphirt.

Der Miniſter hatte ſchon lange laut gelacht.

Die Geſchichte iſt ſo köſtlich, lieber Greifenberg, daß ich mich verſucht fühlen könnte, ſie noch ein paar Tage fortſpielen zu laſſen, um gleichfalls dieſen Hof

in Nöthen zu ſehen. Leider hatte ich geſtern und heute keine Zeit hinzugehen.

Ich muß nur dringend um ihre Beendigung bitten, lieber Adlerberg. Die Fürſtin erwartet ſie von Ihnen und von mir, wie ich Ihnen ſchon ſchrieb. Die Damen, wie Sie wiſſen, ſind am Ende immer der triumphirende Theil; es wäre für uns Beide nicht gut, wenn die Fürſtin den Triumph durch andere Hände als die unſrigen erhielte.

Und was meinen Sie, das geſchehen ſolle?

Sie ſind ſein Chef. Ich denke, Sie befehlen ihm einfach die Loslaſſung der Ankar.

Ich bin geſetzlich nicht dazu befugt.

Geſetzlich?

Ueberdies, wenn ich befehle, ſo habe ich die Verantwortlichkeit zu übernehmen, und dieſer Bellmann iſt boshaft und hat für den Judenbekehrungsverein ſich dem Fürſten unentbehrlich zu machen gewußt. Dieſe Bürgerlichen können ſich ſehr feſtbeißen.

Mich dünkt, dieſer wäre loszureißen. Für den äußerſten Nothfall habe ich mir dazu ein paar Kneifzangen zu verſchaffen gewußt. Hier ſind drei von den Wechſeln, von denen ich ſchon vor einiger Zeit ſprach.

Der Polizeipräſident übergab dem Miniſter der Juſtiz und der Polizei einige Papiere.

Der Miniſter durchſah ſie aufmerkſam.

Vortrefflich; die überliefern ihn uns. Ich laſſe ihn ſofort hereinrufen. Sie haben wohl die Güte, lieber Greifenberg, unterdeß in meinem Salon zu warten. Sie können dort hören, was hier geſprochen wird.

Der Präſident trat durch eine Seitenthüre ab.

Der Miniſter klingelte.

Präſident Bellmann! befahl er dem eintretenden Canzleidiener.

Der dicke Criminalgerichtspräſident erſchien mit einem etwas unruhigen Geſichte. Er verſuchte, es zu conſolidiren; es wurde aber unruhiger, als ſeine ſuchenden Augen den Polizeipräſidenten vermißten, und noch mehr, als er die ſtrenge Miene bemerkte, die der Miniſter ſofort bei ſeinem Erſcheinen angenommen hatte.

Excellenz haben befohlen?

Ich habe einen ſehr ernſten Gegenſtand mit Ihnen zu beſprechen.

Ich ſtehe unterthänig zu Befehl.

Der jüdiſche Kaufmann Geiſenheimer war wegen langjährig fortgeſetzter Steuerdefraudationen in Unterſuchung gerathen. Nicht wahr, Herr Präſident?

Zu Befehl, Excellenz; nur erlaube ich mir die

unterthänige Bemerkung, daß Herr Geiſenheimer kein Jude mehr iſt.

Er hat ſich bekehrt.

Zur großen Freude Seiner Hoheit, unſeres Allergnädigſten Herrn.

Die defraudirten Steuern betrugen viele Tauſend Gulden.

So war denuncirt.

Die Strafe nahe an hunderttauſend Gulden.

Die Richtigkeit der Denunciation vorausgeſetzt.

Die Unterſuchung iſt von Ihnen niedergeſchlagen.

Excellenz halten zu Gnaden, nicht von mir, ſondern von dem Criminalgerichtscollegium, das nach dem, auch Eurer Excellenz bekannten Geſetze allein dazu competent iſt. Der Präſident hat geſetzlich —.

Ich bedarf keines Unterrichts in der Geſetzkunde von Ihnen. Darf ich fragen, wie groß Ihr Collegium iſt?

Euer Excellenz haben die Gnade zu ſcherzen; Sie ſind Chef der Juſtiz —.

Ich bitte um Antwort.

Es beſteht aus funfzehn Mitgliedern.

Wie viele davon nahmen Theil an dem Beſchluſſe in der Geiſenheimer'ſchen Sache?

Drei.

Außer Ihnen?

Ich war der Dritte.

Sonderbar!

Drei machen ein Collegium.

In einer ſo wichtigen Sache?

Der Zufall hatte es ſo gefügt, daß bei dem Vortrage gerade nicht mehr Mitglieder anweſend waren.

Der Zufall hatte es auch wohl ſo gefügt, daß die beiden Anweſenden zwei junge Aſſeſſoren waren, die ſeitdem befördert ſind?

Seine Hoheit hat die Gnade gehabt, ſie zu befördern.

Auf Ihren Antrag.

Auf den Vorſchlag Eurer Excellenz, an welche mein Antrag gerichtet war.

Doch weiter. Der jüdiſche Bankier Erlanger hat vor zwei Jahren fallirt. Seine Gläubiger haben keine zehn Procent erhalten. Seine Kinder aber haben aus dem Concurſe ein koloſſales Vermögen herausgezogen, von dem auch der Vater ein Haus macht. Gegen den Mann wurde wegen betrüglichen Bankerottes denuncirt. Die Unterſuchung iſt gleichfalls niedergeſchlagen.

Gleichfalls von dem Criminalgerichtscollegium.

Gleichfalls von jenem Collegium, aus drei Mitgliedern beſtehend, aus Ihnen und jenen beiden Aſſeſſoren?

Zu Befehl, Excellenz.

Auch zufällig?

Unzweifelhaft, Excellenz.

Die Kinder des Erlanger haben ſich ebenfalls bekehrt.

Seine Hoheit hatten Ihre beſondere Freude an der Bekehrung dieſer geachteten und ausgebreiteten Familie.

Vor acht Wochen war ein Jude in der Provinz, ich glaube er heißt Hirſch, wegen Hehlerei bei einem Raube zur Unterſuchung gezogen. Auch dieſe Unterſuchung iſt niedergeſchlagen?

Zu Befehl, Excellenz.

Durch ein Collegium von Drei?

Unter meinem Vorſitze waren zwei Räthe anweſend.

Zufällig nicht mehr?

Gewiß aus Zufall.

Der Eine war der taube Schmidt?

Zu Befehl.

Und der Andere der arme Müller, der jährlich für ſeine acht Kinder um eine Unterſtützung nachſucht?

Zu Befehl.

Der Herr Hirſch hat bekehrte Verwandte in der Reſidenz?

Der Kaufmann Prager iſt ſein Onkel.

Der Criminalgerichtspräſident verfärbte ſich ſtark bei der letzten Frage des Miniſters.

Der Miniſter nahm von ſeinem Schreibepulte einen der Wechſel, die ihm der Polizeipräſident übergeben hatte. Er hielt das Papier dem Präſidenten des Criminalgerichts hin.

Es iſt auch wohl nur ein Zufall, mein Herr, daß Sie dem Herrn Prager dieſen Wechſel über dreitauſend Gulden ausgeſtellt haben?

Dieſen Wechſel?

Und zwar zu einer Zeit, da Sie in großer Geldverlegenheit waren.

Der Criminalrichter hatte ſich gefaßt.

Nicht ich, Excellenz.

Sie ſuchten damals ein Anleihen.

Nicht für mich.

Darf ich fragen, für wen?

Seine Hoheit können Eurer Excellenz darüber die beſte Auskunft geben. Ich ſuchte das Geld für die Kaſſe des Vereins —.

Der Judenbekehrung?

Auf Befehl Seiner Hoheit, Allerhöchſtwelche ich natürlich nicht compromittiren durfte.

Der dicke Mann ſprach ſehr zuverſichtlich.

Der Miniſter gerieth in Eifer.

Er nahm einen zweiten Wechſel.

Und dieſes Papier über viertauſend Gulden, das Sie den Söhnen des Erlanger ausgeſtellt haben?

Seine Hoheit wird Eurer Excellenz beſtätigen, daß es dieſelbe Bewandtniß damit hat, wenn Eure Excellenz es gerathen finden möchten, Seine Hoheit um Allerhöchſtdero Geheimniſſe zu befragen.

Der Miniſter kniff vor Aerger die Lippen zuſammen und holte den dritten Wechſel hervor.

Aber hier, mein Herr. Dieſes Papier, wieder über dreitauſend Gulden, bereits anderthalb Jahr alt, hat der Kaufmann Geiſenheimer von Ihrem Gläubiger gerade an dem Tage vorher angekauft, als die Unterſuchung gegen ihn niedergeſchlagen wurde.

Es iſt möglich, Excellenz.

Ueberzeugen Sie ſich.

Ich ſehe es.

Und?

Was befehlen Eure Excellenz?

Kann auch darüber der Fürſt Auskunft geben?

Zu Befehl, Excellenz.

Die Ruhe und Sicherheit des Präſidenten hatten den Miniſter unruhiger und unſicherer gemacht. In ſeinem Geſichte las man das Selbſtgeſpräch: Der Kerl lügt die Hälfte, aber doch auch nur die Hälfte!

Auf einmal ſchien er ſich auf etwas zu beſinnen: Aber der Schuft war ängſtlich, als er hereinkam. Er muß alſo doch noch ſeine Achillesferſe haben.

Herr Präſident, ſagte er. Ich begnüge mich für heute mit dem Vorgelegten. Sie ſehen daraus die bereits ermittelten Spuren. Sie werden daraus auf die weiter zu verfolgenden ſchließen können. Ich habe einen Auftrag an Sie.

Eure Excellenz haben immer über mich zu befehlen, entgegnete der Präſident, indem ſein Rücken einen tiefen Submiſſionsſtrich beſchrieb.

Ihre Hoheit die Fürſtin wünſcht die Entlaſſung des Fräuleins von Ankar.

Ich bin unendlich unglücklich, Excellenz. Seine Hoheit der Fürſt —.

Seien wir offen. Seine Hoheit hat die Freilaſſung und Niederſchlagung der Sache verweigert, aber nur auf Ihre Eingebung.

Ich beſchwöre Eure Excellenz —.

Laſſen Sie das. Ich bin genau unterrichtet. Es

iſt wahr die Ankar hat von Ihnen nicht das Beſte geſprochen; ich kann mir erklären, wie Sie Rache nehmen wollten —

Excellenz, ich beſchwöre Sie —

Hören Sie mich ruhig an. Die Ankar kommt frei und ihre Unterſuchung wird niedergeſchlagen, oder ich theile morgen dem Fürſten Dinge mit, die etwas anders gefärbt ſind, als jene Wechſelgeſchichten.

Der beſtimmte, drohende Ton ſchien nicht ganz ſeine beabſichtigte Wirkung zu verfehlen.

Werden Eure Excellenz mich ſchützen, wenn wegen Freilaſſung der Dame Angriffe erfolgen?

Ich?

Der Allerhöchſte Name des Fürſten muß der Sache fremd bleiben.

Ich verſtehe. Sie können auf mich rechnen.

Ich werde mein Mögliches thun. Haben Eure Excellenz mir ſonſt noch etwas zu befehlen?

Nehmen Sie ſich in Zukunft mit Ihren Wechſeln beſſer in Acht.

Ich empfehle mich unterthänig der ferneren Gnade Eurer Excellenz.

Adieu.

Der Criminalgerichtspräſident ging.

Der Polizeipräſident trat wieder ein.

Die Sache wäre in Ordnung, ſagte der Polizeipräſident.

Gottlob, erwiederte der Miniſter. — Doch — er ſah nach einer Taſeluhr — die Stunde unſerer Whiſtpartie bei dem Niederländiſchen Geſandten nahet. Fahren Sie mit mir, lieber Greifenberg?

Ich bin bereit, lieber Adlerberg.

Der Miniſter klingelte.

Der Canzleidiener trat ein.

Sind noch viele Leute da?

Sehr viele.

Gewöhnliche?

Zwei Stabsoffiziere, ſonſt nichts.

Stabsoffiziere? Aergerlich. Ich habe heute keine Zeit mehr. Laſſen Sie die Leute gehen. Den Stabsoffizieren können Sie ſagen, Sie glaubten, daß ich dringend mit dem Niederländiſchen Geſandten zu arbeiten hätte.

Zu Befehl.

Der Canzleidiener kehrte in das Vorzimmer zurück.

Man hörte ihn mit lauter Stimme verkünden, die Sprechſtunde ſei heute zu Ende, Seine Excellenz habe plötzlich wichtige Verhinderung bekommen.

Man hörte darauf einen allgemeinen, aber geordneten und ſtillen Aufbruch.

Nur die Stimme des Stammgaſtes mit dem Spitzbubengeſichte rief laut:

Ich gehe an den Bundestag.

Der Miniſter und der Präſident fuhren zur Whiſtpartie.

4.

Die Laufbahn des Verbrechers.

Man pflegt zu ſagen, wo viel Licht ſei, da ſei auch viel Schatten. Man pflegt das auch wohl ſo zu verſtehen, daß nur da, wo viel Licht, auch viel Schatten ſei. Wie wahr jenes, ſo unwahr wäre Letzteres. Ein Blick in manche kleine Deutſche Länder zeigt es. Der Fürſt des Ländchens iſt nicht reich; er iſt verhältnißmäßig kaum wohlhabend zu nennen. Eine Reiſe ins Ausland — in ſein Ausland —, auch nur nach Wien oder Berlin, kann kaum alle vier oder fünf Jahre gemacht werden; öfter würde ſie ihn und das Ländchen ruiniren. Die Söhne — die Prinzen — müſſen doch etwas „lernen“ und „deshalb“ in fremde Militärdienſte treten. Ihrem Range nach müßte man

ſie zu dieſem Zwecke in die fremde Reſidenz ſchicken, auch nach Wien oder Berlin und ſo weiter; aber dort müßten ſie ein Haus machen, in einer ihrem Range entſprechenden Weiſe am Hofe erſcheinen und dergleichen; der dazu erforderliche Aufwand würde wieder den Fürſten und das Land ruiniren; man kann ſie daher nur in einer entfernten Provinzialgarniſon unterbringen. Die Töchter — die armen Prinzeſſinnen müſſen auf etwas, worauf die elendeſte Bettlertocher ihren Anſpruch nicht aufgibt, weil es der Anſpruch auf die Erfüllung des Berufs und der Beſtimmung des Weibes überhaupt iſt, in der Regel völlig verzichten; die dem Range angemeſſene Heirathsausſteuer aufzubringen ſind Fürſt und Land gar nicht im Stande.

Wie das fürſtliche Haus nicht reich, nicht einmal wohlhabend iſt, ſo iſt der Adel des Ländchens geradezu arm.

Ein paar reiche Fabrikanten ſind in das Ländchen gezogen; ſie haben allerdings durch Fleiß, richtige Speculation und zugleich gerade durch die Unthätigkeit und Armuth des Adels, der ſelbſt nicht arbeiten wollte und konnte und daher die Arbeitskräfte und andere Hülfsquellen des Landes nicht verwerthete und jenen zu niedrigen Preiſen zur Verfügung ſtellte, ſie haben dadurch ſich einen nicht unbedeutenden Reichthum

zu erwerben gewußt. Aber es ſind ihrer eben nur wenige.

Viel Licht iſt alſo in dem Ländchen nicht.

Gleichwohl findet man große und viele Armuth darin. In dem Landſtädtchen iſt kein Leben und kein Verkehr; die Bürgerſchaft geht von Jahr zu Jahr zurück; in den Straßen wächſt das Gras und die Häuſer verfallen. In den Dörfern, den adligen Gutsbeſitzern gutsunterthänig, hat nie Leben und Verkehr geblühet, aber deſto länger ſchon Armuth und Elend gewohnt; man hat darin ſchon lange nur Lehmhütten und zerlumpte und verhungerte Geſtalten geſehen; aber die Lehmhütten werden immer verfallener und die Menſchen immer zerlumpter und verhungerter. Am meiſten nimmt die Armuth in der Reſidenz ſelbſt zu. In den Vorſtädten wohnt faſt nur das Elend und das Verbrechen.

Und woher dieſer tiefe Schatten bei gleichwohl ſo geringem Lichte? Das Ländchen iſt zu klein, zu arm für die Bedürfniſſe des auch nicht wohlhabenden Hofes und des auch armen, aber doch zahlreichen Adels; der Erwerbenden ſind zu wenige und der Verzehrenden zu viele.

In einer entfernten Vorſtadt der Reſidenz gelangte man am Ende einer verfallenen, ſchmutzigen Straße an ein verfallenes, ſchmutziges Haus, und wenn man

in dieſem zwei elende, dunkle und der Gegend und dem Hauſe entſprechende Treppen erſtiegen hatte, in eine unter dem Dache befindliche, jammervolle Kammer. Die Kammer war dunkel; zwar hatte ſie zwei Fenſter, von denen eines auf die Straße, und das andere auf den Hof ging; aber ſie ſteckten beinahe verſteckt in den Ecken des Gemaches, und von den Scheiben war die eine Hälfte trübe und zerbrochen und die andere fehlende Hälfte durch Lappen und Papierfetzen erſetzt. Die Kammer war feucht, das Waſſer lief an den nackten, kahlen Wänden herunter; trotz ihrer Höhe und luftigen Lage ſchien alle Feuchtigkeit der in naſſer Jahreszeit und mit naſſen Steinen aufgebauten Mauern ſich in das zweite Stockwerk des Hauſes hinaufgezogen zu haben. In der Kammer hatten Noth und Jammer ihren Sitz aufgeſchlagen. Ein halb eingefallener Ofen, ein zerbrochener Tiſch, ein paar zerbrochene Holzſtühle, und in einer alten nur noch zum Theil vorhandenen Bettſtelle ein Haufen Stroh und Lumpen, die zuſammen ein Bett vorſtellen ſollten, das waren die Möbel dieſer jammervollen Dachkammer.

Und die Bewohner? In dem Bette lag ein kranker Mann. Das blatternarbige Geſicht mochte ſonſt kräftig und von Wind und Wetter gebräunt geweſen ſein; es war jetzt ſogar erſchlafft, bleich. Der

Blick des grauen Auges mochte früher durch seine Kühnheit und Wildheit Manchem einen Schreck eingejagt, und die Bitte um Mitleid und Barmherzigkeit mit kaltem Hohne erwiedert haben; er war jetzt matt und bat selbst um Mitleid und Erbarmen. Das Fieber schüttelte und verzehrte den Mann.

Vor dem Bette an der Erde saß oder lag vielmehr zusammengekauert ein Kind, ein Knabe von ungefähr fünf Jahren. Das Kind war ein traurig anzusehender Krüppel; das eine Beinchen war ihm verwachsen; die eine Schulter stand ihm in die Höhe; in dem unförmlich dick aufgetriebenen Kopfe starrten ein paar Augen blödsinnig vor sich hin. Das Kind schien nur für Eines Empfindung zu haben, für die in der Kammer herrschende Kälte; darum lag es zusammengekauert da. Es war Winter, der zerbrochene Ofen war nicht geheizt, und durch die zerbrochenen Fensterscheiben drangen keine wärmenden Sonnenstrahlen, wohl aber ein schneidend kalter Wind.

Der Mann warf sich, von dem Fieber bewegt, unruhig hin und her. Das Kind lag still.

Der Mann hatte sich schon lange Zeit umhergeworfen und geächzt und gestöhnt, und das Kind hatte schon lange vor sich hingestiert, als eine Frau in die Kammer trat. Ihr Aussehen harmonirte mit dem der

Kammer. Ihre Kleidung war ärmlich, ihre Geſtalt hager, ihr Geſicht bleich. Doch war etwas an ihr, das nicht zu dem vollen Elende der Wohnung paßte. Die ärmliche Kleidung war reinlich und nich zerlumpt, die hagere Geſtalt zeigte ein Ebenmaß faſt zierlicher Formen, und das bleiche Geſicht trug Spuren großer ehemaliger Schönheit.

Die Frau trug einen alten Korb am Arme. Er ſchien ſchwer zu ſein. Sie ſtellte ihn auf den Tiſch. Sie war in einer gewiſſen Aufregung. Sie trat an das Fenſter, das auf die Straße führte, und ſah ſcharf, aber ſcheu nach der Straße hinunter. Nach und nach ſchien ſie ſich zu beruhigen. Dann ſah ſie ſich näher nach den beiden unglücklichen Geſchöpfen um, zu denen ſie eingetreten war. Das Kind rührte ſich nicht, ſein ſtieres Auge hatte ſie nicht erblickt.

Der Kranke im Bette wurde ruhiger bei ihrer Ankunft. Sein Aechzen und Stöhnen hörte auf.

Waſſer, bat er.

Die Frau bückte ſich nach dem Kopfende der Bettſtelle nieder. Dort ſtand ein hölzernes Trinkgefäß. Sie hob es auf. Der Kranke hatte es geleert. Die Frau warf einen mitleidigen Blick auf die trockenen Lippen des Armen, den ſchon ſeit einiger Zeit der Fieberdurſt verzehrte.

Ich habe dir Arzenei mitgebracht, ſagte ſie. Willſt du ſie nicht zuerſt nehmen?

Arzenei? erwiederte im Tone der Verwunderung der Kranke.

Ich werde dir nachher erzählen.

Gib her. Es wird mir vielleicht helfen. Ich vergehe.

Die Frau holte aus dem Korbe, den ſie mitgebracht hatte, eine Arzeneiflaſche, und aus einer Schublade des Tiſches einen hölzernen Löffel hervor. Sie reichte dem Manne den Löffel voll Arzenei.

Er nahm ſie.

Es wird dir helfen, ſagte der Arzt.

Du warſt bei einem Arzte?

Er erkannte deine Krankheit ſogleich, als ich ſie ihm beſchrieb. Es iſt ein heftiges Wechſelfieber.

Ich glaube es auch.

Das dich nur aus Mangel an Arzenei und an Stärkung ſo heruntergebracht hat.

Der Mann ſeufzte.

In acht Tagen wirſt du wieder hergeſtellt ſein. Du ſollſt dich ſtärken.

Was ſprichſt du denn heute?

Nach der Arzenei wird das Fieber heute Abend nachlaſſen, und auch morgen nicht zurückkehren; erſt

übermorgen. Unterdeß wirſt du dich ſtärken. Ich habe dir Semmel und Fleiſch mitgebracht, und auch etwas Wein; du darfſt davon aber nur wenig trinken, ſagte der Arzt.

Was ſprichſt du für Zeug, Margarethe?

Nachher. Laß mich erſt das Kind beſorgen; ich habe ihm auch etwas mitgebracht.

Sie ging wieder an ihren Korb. Sie nahm ein Stück Kuchen heraus. Sie reichte es dem Kinde.

Das Kind nahm das Stück, aber ohne Haſt, ohne Gier, ſelbſt ohne die gewöhnlichſte kindliche Luſt. So führte es auch den Kuchen zum Munde.

Die Frau war erhitzt und ſchien müde zu ſein. Sie ſetzte ſich neben dem Kinde auf die Erde. Sie ſah mit einer ängſtlichen Theilnahme auf Bewegungen und Mienen des Kindes.

Das Kind verzehrte wie mechaniſch den Kuchen, ohne Gefühl für den Wohlgeſchmack zu haben.

Die Frau ſah es und ihr Auge füllte ſich mit Thränen.

Schmeckt es dir nicht, mein lieber Fritz?

Das Kind antwortete nicht; es verzog keine Miene; vielleicht war es auch taub.

Wie biſt du zu den Sachen gekommen? wiederholte der Kranke.

Du wirſt mir doch nicht böſe werden, Stephan?

Der Kranke wurde unruhig.

Margarethe, was haſt du gemacht?

Aengſtige dich nicht. Nichts, was uns verrathen könnte.

Erzähle.

Soll ich dir nicht vorher friſches Waſſer holen?

Die Arzenei thut mir wohl. Erzähle nur.

Ich habe dir von dem reichen Engländer geſagt, der ſeit einiger Zeit hier in der Stadt lebt.

Brown ſoll er heißen?

Derſelbe. Sir Arthur nennen ihn ſeine Leute.

Woher weißt du das?

Ich war bei ihm.

Um des Himmels willen, Weib, du wirſt uns ins Unglück bringen. Wenn ein Menſch in der Welt uns hier erkennt, ſo ſind wir für immer verloren.

Sei ganz ruhig. Er thut viel für die Armen, ſehr viel. Die Leute ſagen, wo er ein Elend erfahre, da müſſe er helfen. Ich glaube, ſie haben Recht. Unſere Armuth, deine Noth gingen mir zu Herzen. Ich konnte es nicht mehr anſehen, daß du ſo leiden, daß du zuletzt ganz zu Grunde gehen ſollteſt. Verdienen konnte ich nichts. Jeder Schritt, um Arbeit zu bekommen, hätte mich der Polizei verrathen. Da

faßte ich mir heute Morgen das Herz, zu ihm zu gehen.

In die Stadt? bei hellem Tage?

Bei Abende hätte ich ihn ſchwerlich zu Hauſe gefunden. Die Herrſchaften ſind dann in Geſellſchaft.

Aber wenn man dich erkannt hätte?

Bei Abend iſt die Polizei wachſamer als bei Tage.

Hat Niemand auf dich geachtet?

Ich denke nicht. Ich glaubte einmal, es folge mir Jemand. Aber ich ging ſofort in Winkelgaſſen, und ſchlich durch Häuſer und Höfe. Nachher ſah ich den Menſchen nicht mehr. Er hat jedenfalls meine Spur verloren.

Du wagteſt viel. Wir wären Beide verloren, wenn man dich träfe.

Was ſollte ich machen? Wir können nicht verhungern.

Du trafſt den Engländer?

Er ließ mich gleich zu ſich, als er hörte, daß eine arme Frau da ſei, deren Mann krank liege. Er fragte mich ſcharf aus, und ſah mir ins Auge, als wenn er mir auf den Grund der Seele ſehen wolle. Er wollte ſicher ſein, daß er nicht belogen werde.

Du ſagteſt ihm —?

Die Wahrheit.

Weib —.

Aber Stephan, welche Angſt haſt du heute. Kennſt du mich denn nicht?

Welchen Namen ſagteſt du ihm?

Chriſtoph Walder, unter dem wir hier ſind.

Er glaubte dir?

Er gab mir Geld vorläufig für Arzenei und Speiſe, und wollte mehr bringen, wenn er ſich ſelbſt überzeugt hätte. Er wird hierher kommen. Auch ein beſſeres Quartier wird er uns verſchaffen.

Ich fürchte, Margarethe, du haſt ein Unglück über uns gebracht.

Die Krankheit macht dich ängſtlich.

Es iſt noch etwas Anderes, ich kann es nicht ausſprechen.

Was ſollte ich machen? Ich konnte dich nicht mehr leiden ſehen. Nichts wie Leiden, Jammer und Elend um mich zu haben, das arme Kind, dich — ich kann es nicht länger aushalten.

Die Frau weinte.

Der Mann ſah finſter vor ſich hin.

Es iſt ein Hundeleben, ſagte er ingrimmig.

Und wir führen es ſchon ſo lange.

Hunger und Kälte, und gehetzt wie ein wildes

Thier, oder Zuchthaus und Zuchthauspeitſche; das iſt das Leben.

Und das unglückliche, von Gott vergeſſene Kind da!

Ueber das Kind freue dich.

Gott erbarme ſich! Sich darüber freuen, daß ihm der Himmel keinen Verſtand gegeben, oder eigentlich, daß er ihn ihm wiedergenommen hat?

Was würde aus ihm werden, wenn es ſeinen Verſtand hätte? Würde ſein Leben ein anderes werden als das unſrige? Würde es nicht auch ins Zuchthaus gehen müſſen, um Schutz zu finden gegen den Hunger und die Kälte?

Es hätte auch ein ordentlicher Menſch werden können.

Ein ordentlicher Menſch? Was iſt ein ordentlicher Menſch? Der nicht ins Zuchthaus kommt. Und ins Zuchthaus kommen nur die Betrogenen nicht und die Betrüger, die Glück haben. Um betrogen zu werden, muß man Geld haben, und woher ſollte der arme Bube da Geld bekommen haben? Und glückliche Schurken ſind wiederum nur die reichen.

Muß denn der Menſch nothwendig immer ein Verbrecher werden? Gibt es nicht auch Tugend und Frömmigkeit?

Du ſchwätzeſt heute Unſinn, Margarethe. Iſt der reiche Engländer ein Kopfhänger?

Er hat kein Wort über ſo etwas geſprochen.

Dann begreife ich dich gar nicht.

War ich ſelbſt nicht früher tugendhaft und gottesfürchtig?

Und haſt du dadurch dem Elende und dem Zuchthauſe entgehen können? Kommſt du nicht jetzt faſt direct aus dem Zwangshauſe heraus, um hier dem Hungertode nahe zu kommen?

Die Frau ſeufzte ſchwerer.

Ach Stephan, wenn wir ehrlich und gottesfürchtig geblieben wären!

Geblieben? Als du mich kennen lernteſt, war es zu ſpät.

Nicht für mich. Ich war noch ein redliches Mädchen, das keinem Menſchen aus dem Wege zu gehen brauchte.

Ich habe dich verdorben; du machſt mir mit Recht Vorwürfe.

Ich mache dir keine Vorwürfe, Stephan. Du haſt mich auch nicht verdorben. Was ich bin, bin ich aus mir ſelber geworden.

Ohne mich wärſt du es nicht geworden.

Man kann ſeinem Schickſale nicht entgehen. Es

war einmal beſtimmt, daß es mit uns Beiden ſo werden ſollte. Wie hätte ich ſonſt mich ſo an dich hängen müſſen, und du dich an mich? Ich vergeſſe es mein Lebenlang nicht, wie mir plötzlich ſo ſonderbar ums Herz wurde, als ich dich zum erſten Male ſah. Ich war in dem Gärtchen meiner Mutter; es war des Morgens ganz früh. Da hörte ich Rufen und Schreien im Dorfe. Eine Frau, die mit todtblaſſem Geſichte vorbeilief, ſagte mir, in dem Edelhofe ſei heute Nacht, gegen Morgen, eingebrochen, — das Haupt der Bande, ein gefährlicher Kerl, habe nicht entkommen können, man jage hinter ihm her. Gleich darauf ſprangſt du, gejagt und gehetzt über die Hecke in den Garten hinein. Du erſchrakſt, als du mich ſaheſt. Ich entſetzte mich bei deinem Anblicke. Ich wollte fortlaufen, aber ich konnte nicht. Du kamſt auf mich zu, mit drohendem Geſichte; als du mir nahe warſt, glaubte ich zu ſehen, daß deine Miene bittend geworden ſei.

So war es, unterbrach ſie der kranke Mann.

Ich gab dir, fuhr die Frau fort, die Hand, noch ehe du ein Wort geſprochen hatteſt. Ich führte dich in unſer Häuschen. Ich verbarg dich dort, vor meiner Mutter, vor deinen Verfolgern. Du nußteſt bis zum Abend da bleiben. Seitdem habe ich nicht mehr von

dir laſſen können, Stephan. Ich wußte, daß du Dieb und Räuber warſt, daß man dich wegen eines verwegenen Einbruchs verfolgte, daß du ſo eben aus dem Zuchthauſe entſprungen warſt, daß vielleicht dein ganzes Leben dem Zuchthauſe verfallen ſei. Ich war ein reines, unbeſcholtenes Mädchen. Ich hatte nie ſchlechte Beiſpiele geſehen. Und doch konnte ich von dem erſten Augenblicke an, da ich dich ſah, nicht von dir laſſen. Es ſollte ſo ſein. Da oben im Himmel, wie die Leute ſagen, oder wo ſonſt, ohne daß wir es wiſſen, unſere Schickſale beſtimmt werden, da mußte doch auch beſchloſſen ſein, daß wir Beide zuſammenkommen und auch zuſammen bleiben ſollen, daß wir uns finden, und wenn wir auch auf eine Zeit von einander geriſſen werden, uns doch immer wieder finden ſollen. Wie oft ſind wir ſeit jener Zeit ſchon getrennt geweſen, und immer ſind wir wieder zuſammengekommen, manchmal auf die wunderbarſte Weiſe. So auch jetzt wieder. — Aber wir plaudern, Stephan, und denken nicht daran, daß die Zeit vergeht. Es wird gewiß eine halbe Stunde verfloſſen ſein, und du wirſt wieder die Arzenei nehmen müſſen.

Sie ſtand auf, ging an eines der kleinen Dachfenſter, ſuchte eine helle Scheibe aus und ſah durch dieſelbe.

Wahrhaftig, es iſt ſchon eilf Uhr auf dem großen Thurme. Um halb eilf Uhr kam ich zurück. Es iſt alſo Zeit.

Sie reichte dem Kranken wieder einen Löffel Arzenei.

Deine Arzenei thut mir wohl, Margarethe. Sie gießt ſich wie ein Feuer in die Adern. Ha, wenn ich nur bald wieder ganz geſund und kräftig ſein möchte.

Gott gebe es, Stephan.

Das Ausſehen des Kranken ſchien in der That friſcher und kräftiger zu werden. Seine Wangen rötheten ſich; ſeine Augen wurden lebhafter. Es war die Wirkung der ſtarken, in dem kranken Körper gegen das Fieber arbeitenden Arzenei.

Das Ausſehen der Frau dagegen wurde in gleichem Grade matter, verfallener. Sie war erhitzt und aufgeregt eingetreten. Sie hatte ſeitdem faſt ohne Bewegung in der kalten Stube dageſeſſen. Der Froſt geſellte ſich zu der ſchon vorhandenen Schwäche des durch Leiden und Entbehrungen abgezehrten Körpers. Sie ſchüttelte ſich einige Male vor Kälte. Ihr Geſicht wurde blaſſer.

Der Kranke bemerkte es.

Dich friert, Margarethe.

Es wird vorübergehen.

Der Kranke ſah ſich in der Kammer umher. Es war nichts da, womit ſich die Frau gegen den Froſt hätte ſchützen können. Er blickte auf dem Bette umher. Auf ſeinen Füßen lag ein altes zerriſſenes Frauentuch. Er nahm es auf und reichte es ihr.

Nimm das. Es iſt mir überflüſſig.

Du würdeſt dich erkälten.

Es iſt mir ohnehin zu heiß.

Iſt es gewiß?

Gewiß.

Sie nahm das Tuch und wickelte es feſt um ihre Schultern.

Und nun iß etwas von dem Mitgebrachten, Margarethe.

Ich habe ſchon unterweges ein Stück Brod gegeſſen.

Aber von dem Fleiſche, von dem du ſprachſt.

Jetzt nicht. In ein paar Stunden iſt dein Fieber vorbei, dann darfſt du eſſen; wir eſſen dann zuſammen.

Du biſt hungrig.

Es würde mir jetzt nicht ſchmecken.

Beide ſchwiegen.

Der Kranke lag ſtill; er ſtreckte ſich aus, es ſchien ihm behaglicher zu werden.

Die Frau hatte ſich wieder an die Erde zu dem

Kinde geſetzt. Sie wickelte ſich gegen die Kälte feſter in das Tuch ein, und ſtarrte das geiſtlos vor ſich hinſtierende Kind an. Sie wurde gedankenvoller, trauriger. Man ſah es ihr an, wie ſie ſich Gewalt anthun mußte, um ihr ſchweres Leiden dem kranken Manne nicht durch lautes Weinen und Schluchzen zu verrathen. Wohl auch nur um hierzu Kraft zu gewinnen, begann ſie wieder ein Geſpräch mit dem Kranken.

Stephan, der Engländer ſagte, wenn er uns würdig finde, wolle er uns ferner unterſtützen. Laß uns da einmal etwas recht ernſthaft überlegen.

Und was?

Wäre es nicht möglich, daß wir wieder einen ehrlichen Lebenswandel anfangen können?

Der Kranke lachte. Mit dem wiederkehrenden Wohlbehagen ſchien auch ſofort der alte Geiſt in ihn zurückzukehren.

Wieder einen ehrlichen Lebenswandel? Seit wann hätten wir den zuſammengeführt? Und wann hätte ich ihn jemals in meinem Leben geführt?

Spotte nicht, Stephan; ich ſprach in vollem Ernſte.

Auch ich. Mich haben ſchon mein Vater und meine Mutter von früheſter Jugend an zum Diebe erzogen. Und du —

Und ich, Stephan?

Und du, du arme Seele, biſt leider Gottes im Grunde nie unehrlich geweſen.

Leider Gottes?

Leider Gottes, weil du dennoch, ſeitdem du mit mir lebſt, faſt nur in Zuchthäuſern dein Leben zugebracht haſt.

Ich hatte es doch wohl verdient.

Verdient? Verdient? Daß der Teufel ein Einſehen haben möge, wo der liebe Gott es nicht hat. Was hatteſt du denn gethan, als ſie dich das erſte Mal verurtheilten? Ich hatte den Krämer beſtohlen; von einem Stücke des geſtohlenen Zeuges ließ ich dir ein Kleid machen, das zogeſt du an, und da ſagten ſie, da du nur meine Haushälterin wäreſt, ſo hätteſt du das nicht von mir annehmen dürfen; du hätteſt dadurch wiſſentlich Theil genommen an den Vortheilen des Diebſtahls, was ſtrafbar ſei, und ſie ſetzten dich ins Zuchthaus. Was hatteſt du denn da verbrochen?

Aber nachher!

Nachher? Als du wieder loskamſt, als deine Mutter geſtorben war, vor Gram über die Schande ihrer Tochter, wie die Leute ſagten, als ich noch ſaß, als ſie deiner Mutter und dein Eigenthum verkauft hatten, für die Koſten der Unterſuchung, auch der

Unterſuchung gegen mich, die doch dich nicht anging, als du eben dieſes arme Kind geboren hatteſt, als es dir an Allem fehlte, für dich und für den Wurm, als alle Welt ſcheu vor dir zurückwich, wie vor einer giftigen Kröte, da trieb dich die Noth des Nachts auf die Bleiche des Nachbars und du nahmſt ein paar Ellen elende Leinwand fort, und verkaufteſt ſie, um deinen und des Kindes Hunger zu ſtillen, und da ſperrten ſie dich wieder ein auf zwei Jahre, und nahmen dir das arme Kind von der Bruſt, und gaben es dem Dorfhirten, der es zu den Ziegen in den Stall warf, wenn es Hunger hatte, und es zum Krüppel und zu einem elenden, blödſinnigen Weſen ſchlug, wenn es ſchreien wollte. Die Ziegen, die unvernünftigen Thiere, waren barmherzig, ſie gaben dem hungrigen Geſchöpfe die Euter. Aber der Kerl, die Menſchen, waren grauſamer, wie das unvernünftige Vieh. Nun, der Hund hat dafür büßen müſſen; er haut keine Kinder wieder zu Krüppeln. Aber du, Margarethe, was hatteſt du verbrochen? Und ſpäter? Hatteſt du ſpäter mehr verbrochen, hatteſt du mehr gethan, als dich und dein Kind vor dem Hungertode zu retten, wenn ſie dich wieder ergriffen und von neuem einſperrten?

Uebertreibe nicht, Stephan; ich werde dadurch nicht

beſſer als ich bin, und unſere Schuld wird nicht geringer. Manchen Fingergriff habe ich auch ohne Noth ausgeführt; auch mir war, nachdem der erſte Schritt einmal gethan war, manchmal, als wenn ich Luſt daran hätte.

Ich hatte dich angeſteckt.

Und dann, hätte ich nicht arbeiten und auf ehrliche Art unſer Brod verdienen ſollen?

Arbeiten? Wie hätteſt du das nur anfangen mögen? Ich vergeſſe nicht, wie ſie mich einmal ſo zu einem ehrlichen Arbeiten anhalten wollten. Es hatten ſich da eine Portion Menſchen zuſammengethan, gaben ſich den Namen eines Vereins für Beſſerung entlaſſener Strafgefangenen und wollten uns mit einem Male zu ganz anderen Menſchen machen. Als ich aus dem Zuchthauſe entlaſſen wurde, mit meinen drei Kreuzern Zehrgeld für die Meile, bekam ich auch ein halbes Dutzend Zettel mit, womit ich mich bei aller Welt melden ſollte. Darunter war einer an jenen Verein. Ich kümmerte mich nicht um ihn. Aber ſchon nach drei Tagen holte mich ein Gendarm ab und führte mich hin. Die Herren hatten gerade ihre Sitzung. Da ſaßen ihrer eine Menge Leute beiſammen, der Landrath, der Bürgermeiſter, ein paar Bürger aus der Stadt, ein paar Bauern vom Lande, vor Allen aber

drei oder vier Pfaffen. Dieſe führten das große Wort; der Landrath ſtotterte nur zuweilen etwas dazwiſchen, und die Anderen ließen den Mund ganz hängen. Der Landrath mußte mich zuerſt darüber abkanzeln, daß ich mich nicht ſogleich gemeldet hätte. Die Pfaffen hielten mir dann große Predigten darüber, was ich Alles bisher verbrochen hätte, und daß ich ein verlorener Menſch ſein würde, wenn der Verein ſich nicht meiner in chriſtlicher Liebe annähme. Das werde der Verein thun, und deſſen müſſe ich mich würdig bezeigen und nun ein recht ordentlicher, arbeitſamer und beſonders recht chriſtlicher Menſch werden. Vor allen Dingen müſſe ich recht fleißig beten und in die Kirche und zum Abendmahl gehen und mich jede Woche bei der Polizei und dem Schulzen meines Dorfes melden. Dazu gaben ſie mir eine Menge von Liſten mit, mit denen ich mich melden ſolle, und Predigten und kleine Büchelchen, in denen zu leſen war, wie ſchwere Verbrecher durch vieles Beten wieder zu ordentlichen, braven Menſchen geworden ſeien, und dergleichen Traktätchen. Auf die Hauptſache wartete ich vergebens. Aber, meine Herren, ſagte ich zuletzt, wenn ich ein ordentlicher, arbeitſamer Menſch werden ſoll, ſo ſcheint mir das Nöthigſte zu ſein, daß ich Arbeit bekomme, und ich hatte mir gedacht, daß Sie mir die verſchaffen

würden. Da ſahen ſie ſich zuerſt unter einander verlegen an, als wenn ſie daran noch gar nicht gedacht hätten, und dann ſagte einer der Pfaffen, der das größte Wort führte, ein wohlbeleibter Herr, das gehe ſo geſchwinde nicht, Arbeit ſei nicht immer da, aber man wolle mich empfehlen, und überdies müſſe ich doch erſt durch die That gezeigt haben, daß ich wieder ein ordentlicher, gebeſſerter Menſch ſei, den Jemand mit Vertrauen in Arbeit nehmen könne. Ich erwiederte, das komme mir gar ſpaniſch vor, daß Jemand nicht eher in's Waſſer gehen ſolle, als bis er gezeigt habe, daß er ein vollkommener Schwimmer ſei, aber ich wolle es mir ſchon gefallen laſſen, wenn die Herren mir ſoviel Geld geben wollten, daß ich davon ohne Arbeit leben könne. Der geiſtliche Herr jedoch meinte, dazu hätten ſie keinen Fond, ich ſolle nur einſtweilen beten und in die Kirche gehen. Als ich darauf noch etwas ſagen wollte, fuhr der Landrath barſch in die Höhe, und drohete mir, mich bei Waſſer und Brod und reichlichen Schlägen einſperren zu laſſen, wenn ich noch länger räſonnirte. Mir war die ganze Geſchichte lächerlich, weil ich nicht daran dachte, arbeiten zu wollen. Aber da war ein armer Kerl, der mit mir zuſammen losgekommen war. Er war durch ein Unglück in's Zuchthaus gekommen. Er hatte den beſten

Willen, wieder ein ehrlicher Kerl zu werden. Er meldete ſich gleich bei dem Vereine. Es erging ihm wie mir. Er bat überall um Arbeit. Keiner wollte ihn nehmen, weil er aus dem Zuchthauſe kam; er müſſe erſt zeigen, daß er wieder ein ehrlicher Menſch geworden ſei. Er wandte ſich an den Landrath, der an der Spitze des Vereins ſtand. Der wies ihn an die Geiſtlichen, die die Sache eigentlich in die Hände genommen hätten. Er ging zu den Geiſtlichen; die ſagten ihm, er ſolle beten und in die Kirche gehen. Er ging wieder zu dem Landrathe; der warf ihn zur Thüre hinaus. Er ging wieder zu den Geiſtlichen; die ſchloſſen ihm die Thüre vor der Naſe zu. Der arme Kerl hatte Frau und Kinder; und er war nahe daran, mit ihnen zu verhungern, Da nahm ich mich ſeiner an, und gab ihm Arbeit, die ihn freilich wieder ins Zuchthaus brachte.

Und ſeine Frau und Kinder? fragte die Frau des blatternarbigen Kranken.

Sie werden verhungert ſein.

Die Frau ſeufzte.

Würde es dir und dem Wurme da beſſer gehen, wenn wir auf ehrliche Arbeit warten ſollten?

Und mit der anderen Arbeit? Sind nicht die Frau und Kinder des armen Menſchen durch

die Arbeit zu Grunde gegangen, die er mit dir trieb?

Ohne ſie wären ſie noch früher verhungert.

Ach, Stephan, ich wollte doch, wir könnten wieder ehrliche Menſchen werden, wieder offen und frei herumgehen wie die Anderen, und den Leuten wieder ins Geſicht ſehen. Wie lange habe ich das ſchon nicht mehr gekonnt.

Dummes Zeug! erwiederte der Kranke, der immer lebhafter geworden war. Aber wenn dir ſoviel daran gelegen iſt, ſo können wir auch dazu kommen, und auf anderem Wege, als durch ehrliche Arbeiten. Wenn ich den Schuft einfange, den Leonhard, dem ich nachjage, dann ſind wir geborgene, gemachte Leute, dann haben wir Geld wie Heu, und ich ſage dir, du ſollſt Grafen und Fürſten dreiſt ins Geſicht ſehen. Hätte ich ihn nur erſt. Bisher iſt der Hund mir immer entgangen. Aber auf ſeiner Spur ſind wir, darauf ſchwöre ich. Jener Kerl, der überall der kleinen, verrückten Dirne nachreiſet, und auf verrückte Weiſe das Geld fortſchmeißt, das muß er ſein. Die Figur, die breite Narbe durch das Geſicht — er hat ſie von dem Alten — das Wegwerfen des Geldes, das Feſthängen an der Dirne, das Alles trifft zu. Er ſpielte immer gern den großen Herrn; er iſt dabei abergläubiſch. Die

kleine Perſon iſt hier; er kann alſo auch nicht weit ſein. Leider wurde ich nur gleich krank, als wir hier ankamen. — Teufel, Margarethe, da fällt mir etwas ein. Der reiche Engländer, bei dem du warſt, wie ſah der Menſch aus? Hatte er eine Narbe im Geſichte?

Es ſteht mir ſo vor.

Auf der rechten Seite?

Ich habe nicht darauf geachtet.

Aber eine Narbe hat er im Geſicht? Beſinne dich genau.

Es ſteht mir vor. Ja, ja, er hat.

Er iſt es; es iſt der Leonhard. War er groß, kräftig?

Ja.

Schwarzes Haar und Bart?

So meine ich.

Schöne, klare Stimme?

Sanft und doch kräftig.

Es iſt der Hund. Und er wird herkommen?

Er ſagte ſo.

Heute? Hierher? Und ich liege hier krank und elend und kann nichts gegen ihn anfangen! Ich wäre in ſeiner Gewalt! Zum Teufel, Magarethe, ich ſagte es, du brächteſt mir das Unglück ins Haus. Der Kerl darf mich nicht ſehen. Aber beſieh du ihn dir genau,

recht genau. O, wäre ich doch wieder gesund! In acht Tagen, sagte der Arzt? Gib mir wieder Arznei, Margarethe; sie thut mir so wohl.

Noch ist die Zeit nicht um; es kann kaum halb sein.

Aber er darf mich nicht sehen, Margarethe. Wie fangen wir das an?

Du bist krank; du hüllst dich in die Decke ein.

Er ist mißtrauisch, frech. Margarethe, wir sind verloren, wenn er mich erkennt, wenn er nur eine Ahnung von mir hat. Er würde mich in demselben Augenblicke der Polizei wieder verrathen.

Aber Stephan, du machst dir wieder unnöthige Sorgen. Dieser wohlthätige Engländer —

Er ist ein abergläubischer Narr. Durch seine Wohlthaten glaubt er den Himmel zu versöhnen, sein Verbrechen wieder gut zu machen. Ich kenne ihn. Er ist es sicher. Und, Weib, was sagtest du vorhin? Er fragte dich scharf aus, und du hast ihm geantwortet? Was fragte er dich?

Nach Namen und Heimath, nach deiner Krankheit und wo wir wohnten.

Weiter nichts?

Das Alles wollte er nur recht genau wissen.

Und du hast dich nicht verrathen?

Wie kannſt du nur fragen?

Wann wollte er kommen?

Noch vor Mittag.

Paß nur genau auf, damit er uns nicht überraſche. Geh ans Fenſter. Verlaß es nicht.

Die Frau ging an das Fenſter, das auf die Straße führte.

Ach Margarethe, wenn er es wäre! Ich freue mich beinahe darauf, daß er kommt. Wenn ich ihn erkennte! In acht Tagen wäre er mein. Er ſollte mir nicht entgehen. Wir wären reiche Leute. Wir hätten einen Reichthum, von dem du dir keine Vorſtellung machen kannſt. Ich tauſchte mit keinem Grafen hier im Lande. Wir gingen in ein fremdes Land, wo uns Niemand kennt, wo wir in Ruhe leben könnten. Wir machten es nicht, wie dieſer Narr. Aber was haſt du, Margarethe?

Die Frau war plötzlich von dem Fenſter aufgeſprungen, in die Kammer zurück, zu dem Bette. Ihr Blick flog in wilder Angſt umher, bald zu dem Kranken, bald zu dem Kinde, bald zu dem Fenſter, bald zu der Thür.

Der Polizeiinſpector Steiner, rief ſie.

Derſelbe, der dich hier vor einem Jahre arretirte?

Und mich wieder in das Zuchthaus lieferte. Er

muß mich heute Morgen auf der Straße geſehen und mir nachgeſpürt haben. Jener verdächtige Menſch, der mir nachſchlich —.

Dieſer unglückliche Ausgang!

Er geht auf dieſes Haus zu. Mit drei Gensdarmen. Er muß ſchon unten ſein. Großer Gott, was beginne ich? An mir iſt nichts gelegen. Aber du, du. Wenn er mich findet, ſo biſt du mit verloren. Mich allein wird er nicht feſtnehmen. Ich bin mit Gewalt aus dem Zuchthauſe befreit. Sie wiſſen zwar nicht, daß du es gethan haſt. Aber wenn ſie dich bei mir finden, ſo werden ſie nicht daran zweifeln, daß du es geweſen biſt.

Teufel, Teufel, es wäre Alles vorbei.

Sie dürfen mich hier nicht finden.

Was haſt du vor?

Ich eile hinunter. Ich trete ihnen unten entgegen. Sie gehen dann nicht hinauf.

Der Steiner iſt gewitzigt.

Ich ſage ihm, ich hätte mich hier, in einem fremden Hauſe verborgen. Ich hätte auf der Straße bemerkt, daß ich verfolgt werde. Ich hätte falſch geführt. Kommen ſie dann hinauf, ſo kennſt du mich nicht. Lebe wohl. Ach, alſo wieder in das Zuchthaus! Und das arme Kind!

Sie wollte ſich noch auf ihr Kind werfen, aber ſie nahm ſich nicht mehr die Zeit dazu.

Sie ſtürzte aus der Kammer.

Faſt in demſelben Momente flog ſie zurück. Sie war leichenblaß. Sie zitterte am ganzen Körper.

Sie ſind ſchon auf der Treppe! rief ſie.

Sie flog zu dem Fenſter, das auf den Hof führte.

Was haſt du vor, Margarethe?

Bleib liegen, bleib ruhig.

Sie riß das Fenſter auf.

Um Gottes Barmherzigkeit willen, Margarethe!

Sie dürfen mich nicht bei dir finden. Du wäreſt verloren.

Sie flog in das Fenſter hinein.

Margarethe, Margarethe!

Sie war aus dem Fenſter verſchwunden.

Ein furchtbarer Fall unten auf dem Pflaſter des Hofes.

Ein entſetzlicher, halb unterdrückter Schrei.

Der Polizeiinſpector und die Gendarmen drangen in die Kammer.

5.

Die Diakonissen.

Am Ende der Reſidenz lag ein weitläufiges, neues Gebäude. Es war in einer langen Front mit zwei Seitenflügeln aufgebauet. In der Mitte hatte es ein hohes Seitenportal. Im Uebrigen war es von einer großen Einfachheit, ohne Balkone, ohne Statuen, ohne allen äußeren Zierrath. Für ein vornehmes Schloß konnte man es daher nicht halten, wiewohl es, wenn es blos auf ſeine Größe angekommen wäre, manchem hochfürſtlichen Reſidenzſchloſſe hätte können an die Seite geſetzt werden. Andererſeits trug ſeine Einfachheit den Charakter einer gewiſſen Anmaßung, ſo daß man es weder für ein großartiges Fabrikgebäude, noch auch nur für eine Militaircaſerne halten konnte. Die langen Mauern waren weiß gehalten; die Fenſter

waren in einem ſchweren Rundbogenſtyl aufgebaut, dabei ſo ohne allen Schmuck, daß ſie nicht einmal vorſtehende Geſimſe hatten. Die Scheiben waren ſpiegelblank, aber für die großen Fenſter verhältnißmäßig ſehr klein. Schneeweiße, dichte Vorhänge machten ſich überall hinter ihnen bemerkbar. Das ganze Gebäude konnte man mit einer Jungfer vergleichen, die in jeglicher Weiſe die Leute auffordert, ihre Reinheit zu bewundern.

Das Gebäude war ein Diakoniſſenkrankenhaus, aufgebaut von der Tante des Landesfürſten.

Der Fürſt hatte einen Verein für die Bekehrung der Juden geſtiftet. Die Fürſtin hatte einen Verein für die Bekehrung der Heiden geſtiftet. Die Tante des Fürſten ſtiftete dieſe Diakoniſſenanſtalt. Es war indeß ein erheblicher Unterſchied zwiſchen dieſer letzteren und den beiden erſteren Stiftungen. Die Prinzeſſin Adelheid, Schweſter des verſtorbenen Fürſten, hatte lange Zeit von einer geringen Apanage, unvermählt und unbeachtet am Hofe gelebt. Unvermählt und unbeachtet, war ſie ſehr fromm geworden, und ſchon ziemlich alt, als eine alte Tante vor ihr ſtarb. Dieſe alte Tante, einem anderen hohen fürſtlichen Hauſe gehörig, war ihre Pathin und ſehr reich, und hatte ein Teſtament errichtet, in welchem ſie die Prinzeß Adelheid

zu ihrer Erbin eingeſetzt hatte. Dies war geſchehen, als die Prinzeß Adelheid noch eine junge und hübſche und heirathsluſtige Prinzeſſin war. Darauf war jene geiſteskrank geworden, und in dieſer Krankheit eine ſehr alte Dame, ſo daß, als ſie ſtarb, auch die Prinzeß Adelheid ſchon eine alte Dame war, die nicht mehr heirathen wollte. So errichtete ſie die Diakoniſſenanſtalt, auf welche der Fürſt und die Fürſtin mit großem Neide herabſahen, die aber der arme Adel des Landes mit deſto größerer Freude aufblühen ſah.

Warum? Das Folgende wird vielleicht einige Auskunft darüber geben.

Das Krankenhaus war vortrefflich eingerichtet. Der mittlere Theil deſſelben war wieder in zwei Theile getheilt. In dem einen befanden ſich die Gemächer der Oberin. Unmittelbar daneben war die Kirche des Hauſes. Sie ging durch alle Etagen des Gebäudes, ſo daß ſie von außen nicht zu erkennen war. Es war das Folge einer Laune der Prinzeß Adelheid. Fürſt und Fürſtin hatten eine äußerliche Auszeichnung der Kirche gewollt, mit hohen Kirchenfenſtern, Glasmalereien, einem Kirchthurme und ſo weiter. Die Prinzeß hatte nicht ſo gewollt, aus bloßer Laune; einen Grund hatte ſie nicht anzugeben vermocht; man hatte auch um ſo weniger einen auffinden können, als ſie ſelbſt

ſehr fromm war. Im Publikum ſagte man, ſie habe blos den in äußerlicher Frömmigkeit ſo ſtarkes Geſchäft machenden Hof ärgern wollen, der ſie als arme Prinzeß ſo oft geärgert habe. Der Hof hatte nachgeben müſſen; ſie hatte erklärt, daß ſie ſonſt gar nicht bauen, und ihr ganzes Vermögen dem fremden Hofe zurückvermachen werde, von dem es gekommen ſei.

Neben den Wohngemächern der Oberin waren die Wohn- und Schlafſtuben der Diakoniſſen. An dieſe, ſo wie auf der anderen Seite an die Kirche, ſtießen die langen Krankenſäle. Vor jedem Krankenſaale befand ſich ein beſonderes Cabinet zum Ausruhen für die Diakoniſſen, die im Dienſte der Kranken abgelöſet waren und wieder ablöſen ſollten. Die beiden Flügel des großen Gebäudes enthielten die Apotheke, die Wohnung eines Arztes, ſowie die Wirthſchaftsräume und die Wohnungen für das Wirthſchaftsperſonal.

Wie das Aeußere des Gebäudes den Eindruck der anſpruchsvollen Einfachheit machte, ſo herrſchte dieſe auch überall in dem Innern, von den Gemächern der Oberin an bis zu den Krankenſälen und ſelbſt zu der Küche und den Domeſtikenwohnungen hin. Ueberall derſelbe Mangel an allem äußeren Schmuck, dieſelbe ſtrenge Ordnung und Reinlichkeit; überall blanke Fußböden, reinliche Wände, blankpolirte Möbeln von weißem

Holze, ſchneeweiße Gardinen, nirgends ein Stäubchen oder nur eine ungehörige Falte.

Ueberall aber auch, und dadurch erſchien dieſe Einfachheit nicht als eine ſtrenge, neben der Ordnung und Reinlichkeit eine gleiche Bequemlichkeit. Wie die Betten in den Krankenſälen breit, ausreichend und weich eingerichtet waren, ſo befanden ſich daneben behagliche Seſſel für die pflegenden Diakoniſſen, wenn ihr ſchwerer Dienſt ihnen kurze Augenblicke der Ruhe gönnte. Bequeme Ruhebetten ſtanden in den Cabinetten neben den Krankenſälen, bequeme Betten und Seſſel in den Zimmern der Diakoniſſen. Ueberall ferner zierliche und geſchmackvolle Arbeitstiſche.

Die Gemächer der Oberin zeichneten ſich äußerlich durch nichts aus. Auch in ihnen ſah man nur feine weiße Leinwand, und kein anderes Bette und keine anderen Seſſel, als in der Stube der letzten Diakoniſſe. War das Bett mit weicheren Daunen gefüllt, und hatten die Seſſel elaſtiſchere Springfedern, ſo war das wenigſtens äußerlich nicht zu erkennen. —

In dem Cabinet vor einem der langen Krankenſäle befanden ſich zwei Diakoniſſen. Ihr Aeußeres entſprach dem ihrer Umgebung. Ein weiter, faltiger Rock von ſchwarzer grober Wolle hüllte ihre ganze Geſtalt ein, bedeckte die Fußſpitzen und den Hals, und

verbarg die Formen des Körpers, der Bruſt, der Schultern, des Nackens. Ueber dem Rocke glänzte eine Schürze von weißer Leinwand, von den Knöcheln bis gleichfalls an den Hals hinanreichend. Ein großes Tuch von weißer Leinwand umhüllte den Kopf, verbarg die Haare völlig und das Geſicht zur Hälfte und fiel mit ſeinen Zipfeln hinten bis über die Schultern hinab. Die ganze Kleidung war höchſt reinlich und ſauber; kein Stäubchen und kein Fleckchen war zu ſehen, weder auf der weißen Leinwand, noch auf der ſchwarzen Wolle. Bei den beiden Diakoniſſen in dem Cabinet war ſie zugleich kleidſam. Schon der erſte Blick, wenn man ſie anſah, ließ unter der weiten, dichten Umhüllung bewegliche, biegſame Geſtalten ahnen. Sah man ſie dann näher, ſo glaubte man ſicher, unter der groben und unförmlichen Kleidung ſchlanke, feine Formen zu entdecken. Und wenn man darauf genauer unter die Kopftücher blickte, ſo überzeugte man ſich, daß man zwei ſehr jugendliche und ſehr ſchöne Geſichter mit dem zarteſten und doch friſcheſten Teint vor ſich ſehe, die ſich hauptſächlich nur dadurch unterſchieden, daß in dem einen ein paar große blaue Augen fromm ſchwärmten, in dem anderen aber ein paar ſchwarze Augen muthwillig neckiſch blitzten.

Nach ſolchen Entdeckungen hätte man dann im erſten Augenblicke meinen ſollen, zwei junge Mädchen, wahrſcheinlich aus vornehmen Häuſern, vor ſich zu ſehen, die aus ſentimentalem, beziehungsweiſe übermüthigem Scherze ſich in die fromme, fremde Tracht geworfen hätten und — Diakoniſſen ſpielten. Indeſſen ſollte es nicht ganz ſo ſein.

Die Diakoniſſe mit den blauen, träumenden Augen ſaß in einem Stuhle, aufrecht, das Geſicht nach der halb geöffneten Thür des Krankenſaales gerichtet, ſo daß ſie in dieſen hineinblicken und eine Anzahl der dort ſtehenden Krankenbetten überſehen konnte. Die mit den ſchwarzen ſchelmiſchen Augen lag ſehr nachläſſig und unbekümmert, der Länge nach, auf einem Ruhebette ausgeſtreckt. Jene ſchien ſich für den Augenblick mit gar nichts zu beſchäftigen, als etwa mit einem ſtillen Traume. Ihr Auge blickte zwar nach den Betten in dem Krankenſaale, aber eben nur träumeriſch. Auch das Auge der Anderen blickte träumeriſch, aber nicht nach den Krankenbetten, ſondern durch die hohen Bogenfenſter des Cabinets nach dem blauen Himmel hinauf, und dann in die Richtung der Stadt hinein, mit ihren belebten Straßen, mit ihren Schlöſſern und Häuſern, und den Zimmern und Salons darin, und den Lieutenants und Kammerjunkern und

Aſſeſſoren auf den Straßen, in den Zimmern, in den Salons. Dabei war zwar ihre eine Hand unthätig, ſie hatte das ſchöne Geſicht darauf geſtützt, die Finger der anderen aber waren unter dem Kopftuche beſchäftigt; ſie wanden und dreheten und ſchnörkelten da; und auf einmal hatten ſie eine dichte und lange Locke hervorgewunden, die rabenſchwarz und glänzend auf das glänzendweiße Leinentuch zurückfiel. Der erſten Locke folgte eine zweite, und eine dritte und eine vierte, und bald wetteiferte ein voller, wunderbar reicher und üppiger Kranz der ſchwärzeſten, glänzendſten Locken um den Preis der Farbenſchönheit und des Glanzes mit dem ſchneeweißen glänzenden Tuche und dem friſchen, roſenrothen Geſichte und den ſchwarzen Augen. Aus den ſchwarzen Augen aber brachen plötzlich ein paar heiße Thränen hervor, die langſam auf die friſchen Wangen hinabglitten. Sie waren unwillkürlich hervorgetreten. Die junge Diakoniſſe erſchrak, als ſie ſie auf der Wange fühlte. Sie wiſchte ſie geſchwind mit den zarten Fingern fort, und nahm dann eine Locke, um damit die letzte Spur zu vertilgen, die auf dem Geſichte von dem beißenden Waſſer der Augen möchte zurückgeblieben ſein. Darüber mußte ſie ſelber lächeln, und auf einmal nahm ihr Geſicht wieder den vollen Ausdruck der Schelmerei an, und damit wandte

ſie ſich an die junge Diakoniſſe, die auf dem Stuhle träumte.

Angelika, ſagte ſie.

Die Träumende fuhr aus ihrem Traume auf.

Wie du mich erſchreckt haſt!

Erſchreckt?

Heiße ich nicht jetzt Beate?

Die Worte wurden im Tone eines leiſen Vorwurfes geſprochen.

Die Diakoniſſe auf dem Bette lachte.

Nimm die Komödie nur nicht zu ernſt.

Die auf dem Stuhle wurde verletzt.

Du weißt es, liebe Schweſter Monika, ich kann nun einmal keinen Spott mit heiligen Dingen ertragen.

Die auf dem Bette erwiederte freundlich, beinahe zärtlich ſchmeichelnd:

Nun, nun, liebe Schweſter Beate, nicht gleich böſe. Ich meinte es ja auch nicht böſe. Recht lieb, recht innig lieb kann ich dich doch nun einmal nur haben als meine liebe Freundin und Couſine Angelika.

Schweſter Beate war ſchnell verſöhnt. Sie ſtand auf und ging zu dem Ruhebette der Schweſter Monika. Sie hatte die Arme ſchon ausgeſtreckt, um die Freundin an ihr Herz zu drücken.

Auf einmal blieb ſie ſtehen. Ihr Geſicht ſprach wieder Vorwurf, Schmerz, faſt Zorn aus.

Aber Schweſter Monika, was ſehe ich? Was iſt denn das wieder?

Ach, meine liebe, gute Angelika. Darum hatte ich dich eben gerufen. Wie ſchön muß ich ausſehen in den ſchwarzen Locken, auf dem Grunde des weißen Tuches. Hier iſt nur kein Spiegel, und da wollte ich dich bitten, zu mir zu kommen, daß ich in deinen großen, klaren Augen mein Bild ſehen und mich ſelbſt bewundern könne. O komm, komm, laß mich in dem ſchönen Spiegel dich und mich bewundern.

Schweſter Beate wandte ſich unwillig ab.

Wirſt du denn nie dieſe argen weltlichen Geſinnungen ablegen können? Wir ſind nun ſchon ſeit ſechs Wochen eingekleidet. Und du weißt doch, daß die Ordensregel verbietet, unſer Haar zu zeigen. Strenge genommen, hätte es uns ſogar müſſen abgeſchnitten werden, wenn nicht die Prinzeſſin bei der Stiftung ausdrücklich ausgemacht hätte, nur den nichtadeligen Diakoniſſen ſolle bei der Einkleidung das Haar geſchnitten werden, die adeligen aber ſollten es zur Unterſcheidung von jenen behalten. Höre, liebe Schweſter Monika, manchmal finde ich dieſe Unterſcheidung nicht in der Ordnung; ſie kommt mir noch

zu weltlich vor; vor Gott ſind wir Alle gleich, und hier ſind wir doch ſo recht nur im Dienſte Gottes.

Liebe Schweſter Beate, du biſt heute wieder einmal eine kleine Närrin.

Das ſagſt du täglich zu mir.

Ach Gott, dann thuſt du täglich etwas Närriſches.

Ich ſuche nur täglich mehr meinem frommen Berufe zu leben, dem ich mich einmal gewidmet habe.

Unſinn!

Was war da Unſinn?

Alles, was du da ſprachſt.

Alſo auch, daß dieſer Beruf ein frommer, ein heiliger iſt? Und doch ſchreibt er ſich ſchon aus den erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche her! Schon damals ſtanden in den Gemeinden fromme Frauen auf, meiſt gerade die reichſten und angeſehenſten, um, von ihrem innerſten Gottesgeiſte getrieben, fromm und demüthig ſich dem Dienſte der Armen und Elenden der Gemeinde zu widmen, die Unwiſſenden zu unterrichten, die Kranken zu pflegen, die Gebrechlichen in die gottesdienſtlichen Verſammlungen zu geleiten und andere Pflichten und Werke der Liebe zu üben. Dieſer fromme Beruf —

Gutes Kind, du haſt dein Converſationslexicon recht hübſch auswendig lernen müſſen. Du haſt dabei

nur Zweierlei überſehen. Einmal, daß es alte Frauen waren, die in den alten Gemeinden jene Werke der Liebe übten; und wir ſind noch blutjunge Mädchen. Und zum Anderen, daß es dort auch reiche Frauen waren, und wir ein paar blutarme Fräulein ſind.

Aendert das etwas an unſerem frommen Berufe?

Wie man es nimmt, meine Liebe. An dem äußeren Berufe vielleicht nicht. Aber du ſelbſt wirſt am erſten mir zugeben, daß auf den äußeren Beruf allein nicht viel ankommt, daß der innere die Hauptſache iſt. Nicht wahr?

Gewiß, liebe Schweſter Monika.

Und was nun dieſen unſeren inneren Beruf betrifft, meine liebe, fromme Schweſter Beate, ſo bin ich der Meinung, daß der bei uns Beiden ſo ſehr weit nicht her iſt.

Monika!

Beate-Angelika! Freilich nicht blos bei uns Beiden. Auch bei den anderen adligen Fräulein, ſelbſt der alten vierzigjährigen Adlerhorſt und der buckeligen Leidenfroſt.

Sie ſind Alle ſo fromm und gut.

Aeußerlich, und wenn man ſie ſieht. Die kleine neugierige Gräfin Donner, die eben ſo gern horcht als plaudert, hat mir erzählet, daß die Beiden, die

Adlerhorſt und Leidenfroſt, wenn ſie allein ſind, eben nichts thun, als ſich zanken. Die Buckelige rechnet der Alten ihre vielen Liebſchaften vor, in denen ſie ſitzen geblieben ſei, und die alte revanchirt ſich, der Buckeligen vorzuhalten, daß ſie es zu keiner einzigen Liebſchaft gebracht habe.

Die kleine Donner lügt gern, warf Schweſter Beate eifrig hin.

Ei, meine liebe Beate, und doch iſt auch ſie ſo fromm und gut?

Jeder Menſch hat ſeine Fehler.

Richtig. Und darum nehme ich ſogar unſere würdige Frau Oberin nicht aus. Sie hat um kein Haarbreit mehr Beruf als wir Beide und alle Anderen.

Auch ſie ſchmähſt du, mit ihrem ſo unendlich reinen, liebevollen, gottesfürchtigen Herzen?

Und vollem inneren Berufe?

Ja, ſie hat dieſen gewiß.

Ach, mein liebes Kind, wie haben ſie dir die Augen verblendet! Und wie haſt du ſie dir verblenden laſſen! Du ſieheſt Alles für Gold an, was glänzt. Auch hier. Du glaubſt alſo auch wirklich, daß dieſes Haus nur für den hohen, heiligen Beruf der chriſtlichen Krankenpflege errichtet ſei, nur aus reiner, allgemeiner chriſtlicher Menſchenliebe?

Nun, und wozu denn anders? Welche anderen Zwecke hätte die edle Prinzeſſin haben können, als ſie ihr ganzes großes Vermögen zur Aufrichtung dieſes großartigen Inſtituts hergab?

Haſt du nie von Eiferſucht, von der Freude an dem Aerger anderer Leute gehört?

Ich begreife dich nicht.

Der Fürſt hatte ſeinen armen Verein für die Judenbekehrung, die Fürſtin ihren noch ärmeren für die Heidenbekehrung. Die vorher ſtets zurückgeſetzte Prinzeſſin ſchuf dieſes großartige, glänzende Diakoniſſenhaus —. Begreifſt du noch nicht?

Wie kann man die edelſte chriſtliche Nächſtenliebe ſo herabwürdigen!

Nächſtenliebe! Doch ja, Kind, da hat dein kindliches Gemüth auch etwas Richtiges getroffen. Nur hätteſt du, anſtatt von der chriſtlichen, von der adligen Nächſtenliebe ſprechen müſſen. Du begreifſt mich wohl wieder nicht?

Nein, Schweſter Monika, antwortete die fromm Schweſter Beate treuherzig.

Liebes Kind, das iſt jetzt eine ſchlimme Zeit für den armen Adel, der auch hier im Lande wuchert wie das Unkraut. Früher hatte der arme Adel eine Menge guter und ergiebiger Quellen, um ſich und

ſeine Kinder anſtändig unterzubringen. Da gab es adlige Klöſter und adlige Stifter, für Männer und für Fräulein, Kadettenhäuſer, Präbenden, adlige Landraths- und adlige Lieutenantsſtellen, weit mehr Hofämter und ſo weiter. Dabei gab der Adel keine Steuern an das Land und den Landesherrn; vielmehr mußten Bürger und Bauern dem Landesherrn und dem Adel ſteuern. Ferner war damals der Aufwand für den Adel nicht ſo groß und koſtſpielig wie jetzt, denn der Bürger und Bauer durften gar keinen äußeren Aufwand machen. Wenn vor vierzig oder funfzig Jahren ein Bürgerlicher in einer Kutſche mit vier Pferden gefahren wäre, ſo hätte man ihn ins Zuchthaus geſteckt, und wenn die Tochter eines Kaufmanns hätte Federn auf dem Hute getragen, ſo hätte der Vater Hut und Federn dem landesherrlichen Säckel hundertfach mit Gold aufwiegen müſſen. Das Alles iſt jetzt anders geworden, und der Adel iſt dadurch ärmer geworden, und er will und muß doch leben, und mehr ſein als der Bürger und Bauer. Da müſſen denn neue Mittel und Wege gefunden werden. Und dazu, meine Liebe, gehört auch unſer Diakoniſſenhaus. Die Seite iſt dir wohl neu?

Sie iſt unwahr.

So? Wo ſollten denn unſere Väter und Mütter mit uns jungen Fräulein bleiben? Und wo ſollten

wir ſelbſt ein Unterkommen finden, wenn wir alte Fräulein würden? Warum hat denn hier ſchon gleich nach der Eröffnung eine ſo erkleckliche Anzahl alter und junger adliger Fräulein ihr Unterkommen genommen?

Weil in dem Adel noch die meiſte Gottesfurcht und die reinſte Menſchenliebe zu finden iſt.

Das haben ſie dir wieder vorgeredet, und du frommes, reines Weſen glaubſt es. Aber was thun wir adligen Damen denn eigentlich hier? Und wer übt am letzten Ende die Werke der Liebe aus? Wer verpflegt die Kranken? Wer reicht ihnen Arzenei, richtet ſie auf, leiſtet ihnen tauſend Handreichungen? Wer bereitet die Arzenei zu, beſorgt die Wirthſchaft, das Backhaus, das Waſchhaus und ſo weiter? Wir adligen Fräulein, oder jene ſorgſamen, emſigen, ausdauernden bürgerlichen Schweſtern, die deshalb auch die „dienenden“ heißen?

Wir müſſen doch auch Hülfleiſtungen haben, beſonders für die gröberen Arbeiten. Jeder thut das, wofür er geboren und erzogen iſt, und was er daher am beſten verſteht. Und dann, ſind die dienenden Schweſtern nicht dafür angenommen, und haben ſie nicht gerade dafür Aufnahme hier erhalten?

Die Schweſter Monika lachte laut auf.

Du gutes Weſen geſtehſt mir da ja mit einem Schlage Alles zu, was du ſo hartnäckig beſtritteſt. Alſo für uns eigentlich iſt das Diakoniſſenhaus errichtet.

Aber nein, liebe Schweſter Monika, für die armen, kranken Leute, die hier gewartet, gepflegt und geheilt werden.

Und für uns, die wir hier ein bequemes und ſorgenfreies Leben führen, damit wir zuſehen, daß jene bürgerlichen Schweſtern die Kranken pflegen und heilen. Warum, wenn man nicht gerade uns unterbringen wollte, nicht blos Kranke und Krankenpflegerinnen? Warum zwiſchen Beiden wir, die wir weder das Eine noch das Andere ſind?

Du haſt eine böſe Zunge, Schweſter Monika. Die fromme, gute Prinzeß hat bei ihrer Stiftung gewiß ſolche Gedanken nicht gehabt. Ja, ſie hat viele adlige Damen hineingenommen, aber gewiß nur, damit ſie deſto mehr Bürgſchaft dafür hatte, daß ihre edlen Abſichten vollſtändig erfüllt würden. Die gemeine Menge, ohne Erziehung, ohne Bildung, iſt nur zu leicht ſchlechten Begierden und Leidenſchaften ergeben.

Ei, ei, auch den Hochmuth der Frömmigkeit haben ſie dir in dein ſo demüthiges Herz ſchon eingeimpft!

Ich ſage ja nicht, daß das die Schuld jener

Leute iſt. Sie können nicht dafür, daß ihnen keine beſſere Erziehung geworden iſt, daß man ſie die Grundſätze der Tugend und Ehre nicht kennen gelehrt hat.

Vortrefflich, vortrefflich, mein frommes Mädchen. Jene niedrigen Geſchöpfe, welche die Dienſte hier leiſten, ſind durch Eigennutz und andere niedrige Begierden hierher getrieben; wir, die wir nichts thun, ſind nur den Grundſätzen der Ehre und Tugend gefolgt, um hier hübſch ruhig und bequem zu leben! Laß uns doch einmal ſehen, wie das bei uns zutrifft. Laß uns anfangen bei unſerer hochwürdigen Oberin. Sie iſt aus dem alten Hauſe derer von Razungen und zu Helmern, das mehr Schulden hat, als das alte verfallene Haus Helmern Ziegel auf dem Dache zählt. Sie iſt ſelbſt alt und verfallen, und bedarf allerdings einer Stelle hier im Diakoniſſenhauſe, aber als Kranke, die verpflegt wird. Sie hat nebenbei den Vortheil, daß ſie ihre Nichte als Diakoniſſe mitbringen konnte, jene vierſchrötige Perſon, die mit dem Großknechte auf dem Hauſe Helmern eine Liebſchaft angefangen hatte, zum Skandal des geſammten hohen Adels des Landes, und mit der man nicht aus oder ein wußte, wenn man ſie nicht hier hätte mitbringen können. Habe ich Recht, oder übertreibe ich?

Die Leute ſprechen freilich ſo —.

Da ſind ferner die alte Adlerhorſt und die buckelige Leidenfroſt; die armen Damen waren ſchon zweimal bei allen Gliedern ihrer Familie der Reihe nach herumgeweſen und überall ſchon zweimal weggejagt worden, weil unter das Dach, das ſie aufnahm, mit ihnen Blitz, Donner und Regen einkehrten, wenn Blitz, Donner und Regen unter Dach und Fach kommen könnten. Kein Menſch wollte ſie mehr bei ſich behalten. Jetzt haben ſie hier ein Aſyl gefunden, um einander die Haare auszuraufen. Uebertreibe ich?

Sie ſollen zankſüchtig ſein.

Da iſt weiter die hagere Ladewig. Die arme Perſon kam halb verhungert hier an. Immer neue Kinder im elterlichen Hauſe, aber nicht immer Brod. Wie kann ſie auch hier eſſen! Sie verdirbt ſich nur noch immer den Magen, und darum will es bei ihr noch nicht anſchlagen.

Sei nicht ſo boshaft, Schweſter Monika.

Ei, da, um nicht zu reden von der kleinen Gräfin Donner, die in den armen Kammerjunker verliebt war, und ihn nicht heirathen konnte, weil ſie Beide nichts hatten, und von der fetten Madewiz, die zu Hauſe nichts thun als nur immer eſſen und im Bette liegen wollte, und der deshalb die Schwägerin, bei der ſie war, alle Tage die Thür wies, und von allen Anderen,

wie ſieht es denn mit mir ſelbſt, deiner boshaften Freundin, aus? Meinſt du denn, ich wäre ſo gern, und aus purer Gottesfurcht und aus reiner chriſtlicher Liebe hierher gegangen, mit dieſen ſchwarzen Augen und ſchwarzen Locken, die allerdings wunderhübſch laſſen, wenn ſie unter dem weißen Kopftuche herunterfallen? Ach, meine liebe Angelika, glaube mir, ich wäre viel lieber mit dem ſchönen Forſtreferendarius auf ſeine neue Oberförſterei gezogen und ſeine Oberförſterin geworden, als hier zu liegen und kahle Wände anzuſchauen und zu ſeufzen, und von den Leuten Böſes zu ſprechen. Warum mußte der dumme Menſch auch nur ein Bürgerlicher ſein? Und warum war kein Adliger da, der ſo vielen Verſtand hatte, ein armes adliges Fräulein zur Gemahlin nehmen zu können? Ach, das ſind wohl recht traurige Zuſtände für uns!

Schweſter Monika ſeufzte ſchwer.

Die Schweſter Beate ſeufzte noch ſchwerer.

Auch du ſeufzeſt, arme Angelika. Auch du wärſt lieber an anderer Stelle als hier, und an anderer Seite, als an der unſerer hochwürdigen Oberin und ihres Krückſtockes, an den Altar getreten. — Aber laſſen wir dieſes Geſpräch fallen. Es ſtimmt uns zu traurig.

In dem Krankenſaale nebenan war die tiefe Stille, die darin geherrſcht hatte, ſchon ſeit einiger Zeit unterbrochen worden; zwar nicht durch lautes Geräuſch, aber durch, wenn gleich leiſe, doch vermehrte Bewegungen, und beſonders durch ein, zuweilen ſogar ſchnelles Hin- und Hergehen. Die beiden jungen Diakoniſſen hatten in dem Eifer ihrer Unterhaltung nicht darauf geachtet. Als ſie dieſe endigten, fiel es ihnen auf.

Frage einmal nach, was es da giebt, Beatchen, ſagte die Schweſter Monika, indem ſie bequemer auf ihrem Ruhebette ſich ausſtreckte, und gleichzeitig die ſchwarzen Locken unter das Kopftuch zurückſtrich.

Die Schweſter Beate ſtand gehorſam auf und trat in die Thür des Krankenſaales.

Schweſter Veronika! rief ſie leiſe in den Saal hinein.

Eine ältere Diakoniſſe erſchien in der Thür. Sie war gekleidet wie die beiden jüngeren Schweſtern; ihre Tracht war vollkommen von demſelben groben Stoffe, und von demſelben Schnitt und von derſelben Sauberkeit und von demſelben Glanze. Doch war ein großer Unterſchied zwiſchen dem Aeußeren der älteren und der beiden jüngeren Schweſtern, und dieſer Unterſchied rührte nicht blos von dem verſchiedenen Alter

her. Die ältere Schweſter war eine ſtarke Perſon, mit kräftigem Körperbau, breitem Rücken und breiten Händen. Sie hatte trotzdem etwas Sanftes und Sinniges in ihrem Geſichte wie in ihren Manieren. Sie war ihrem ſchweren Berufe gewachſen. Sie konnte derbe zugreifen, wo es Noth that; ſie hatte aber auch Geſchick genug, den leidenden Kranken weich anzufaſſen und ſanft zu behandeln. Ob Beides die zarten und weichen Hände der beiden adligen Damen gekonnt hätten?

Was befehlen die gnädige Schweſter Beate? fragte demüthig die dienende Schweſter Veronika.

Iſt im Saale etwas vorgefallen?

Es wurde eine ſchwere Kranke eingebracht.

Was fehlt der Armen?

Sie hat doppelt das Bein gebrochen.

Ah, ah, entſetzlich. Durch welchen Unfall?

Es heißt, ſie ſei aus dem Fenſter einer Dachkammer geſprungen.

Schweſter Monika ſprang voll lebhafter Theilnahme von ihrem Ruhebette auf.

Freiwillig? rief ſie.

Es ſoll eine ſchwere Verbrecherin, eine verworfene Perſon ſein, die von der Polizei verfolgt wurde, und durch den gefährlichen Sprung ſich hatte retten wollen.

Entſetzlich!

Fürchterlich!

Aber ich kann es noch nicht recht glauben. Die Frau —

Eine Frau iſt es?

Wahrſcheinlich, denn ſie hat ein Kind.

Ein Kind! Ein kleines?

Nach ihrem Sprechen.

Aber erzählen Sie, Schweſter Veronika. Sie glauben nicht, daß die Frau ſo ſchlecht ſei?

Sie hat ein ſo braves, unglückliches Geſicht, und ſpricht nur von ihrem armen Kinde, das ohne Pflege ſei.

Die Arme!

Erzählen Sie weiter. Was wird man mit ihr machen? Was ſagen die Aerzte?

Sie iſt ſchon geſtern eingebracht. Die Aerzte ſind lange zweifelhaft geweſen, ob ſie ihr das Bein abnehmen müßten, oder ob es wieder einzuſetzen ſei.

Ach, wie ſchrecklich!

Sie haben das Letztere verſucht.

Es iſt geglückt?

Ja.

Gottlob!

Gott ſei Dank!

Mit vieler Mühe. Sie haben ſie jetzt aus dem

chirurgiſchen Saale hierher gebracht. Das war die Unruhe, die die gnädigen Schweſtern gehört haben.

Die beiden jungen Damen waren von der Mittheilung heftig ergriffen. Die Schweſter Beate weinte, und Schweſter Monika war ſchneeweiß im Geſichte geworden, und zitterte am ganzen Körper.

Die armen gnädigen Schweſtern! ſagte mitleidig die alte bürgerliche Diakoniſſe. Das brave junge Blut! Das greift Sie ſchon ſo an, wenn Sie blos davon ſprechen hören. Ach, wenn Sie es erſt mit anſehen und ſelber zugreifen müßten!

Ich ſtürbe.

Müſſen das denn die Schweſtern?

Die dienenden, gewiß.

Auch bei ſolchen Amputationen?

Gewiß, meine lieben gnädigen Kinder.

Sind Sie ſchon bei ſolcher Amputation geweſen?

Die alte Diakoniſſe mußte unwillkürlich über die Frage lächeln.

Wohl ſchon zwanzig bis dreißigmal.

Und was geſchieht da? Erzählen Sie.

Nein, erzählen Sie nicht, Schweſter Veronika.

Meine gnädigen Schweſtern, das iſt auch nichts für Sie. Um davon nur erzählen zu hören, muß man andere Nerven haben, als ſolche feine adlige

Damen ſie haben können. — Aber liebe, gnädige Schweſtern, haben Sie denn auch ſchon an den vornehmen Beſuch gedacht, den wir heute bekommen werden? Ich glaube wahrhaftig, Sie haben ihn vergeſſen.

Wie ſo, liebe Schweſter?

Fehlt etwas an unſerem Anzuge?

Das nicht. Und doch, Euer Gnaden, Schweſter Monika, haben da eine kleine Locke unter dem Kopftuche hervorſtehen. Erlauben Sie.

Sie ſchob geſchäftig und geſchickt die Locke ganz unter das Kopftuch zurück.

Doch das meinte ich nicht. In dem Zimmer iſt keine rechte Ordnung. Nehmen Sie es mir nicht übel. Aber Sie wiſſen, die hochwürdige Frau Oberin iſt ſehr ſtrenge, und die gnädige Schweſter Pankrazia, die heute mit der Hochwürdigen Frau die Inſpection halten wird, iſt ſo — ſo —

Was? Die zänkiſche Leidenfroſt?

Ja, ja, dieſelbe. Erlauben Sie, daß ich hier ein wenig Ordnung mache.

Sie ſind recht freundlich, liebe Schweſter Veronika.

Die geſchäftige Alte begann aufzuräumen.

Für alle Tage, ſprach ſie während der Arbeit, ſähe

es zwar ordentlich genug aus, obſchon, wenn es in meinem Kämmerchen oder in dem Krankenſaale ſo wäre, die Hochwürdige Frau Oberin und noch mehr die Schweſtern Pankrazia und Servazia mir ſchöne Geſichter machen möchten. Aber bei ſo hohem Beſuche darf es auch hier nicht ſo bleiben. Das Ruhebett hier iſt ganz zerdrückt; der Stuhl muß da ſtehen; die Fenſtergardine muß feſt zugezogen ſein. Und, mein Gott, die Arbeiten hier —.

Schweſter Veronika, ſchnell auf Ihren Poſten! rief aus dem Krankenſaale die Stimme einer anderen älteren Diakoniſſe.

Schweſter Veronika ließ, pünktlich gehorſam dem Rufe, Alles liegen und eilte in den Saal.

Es thut mir leid, Sie müſſen ſchon ſelber ſich weiter helfen.

Das werden wir wohl müſſen, liebe Beate.

Wir müſſen doch unſerer hohen Wohlthäterin Freude machen.

Pah, ich habe keine Luſt, von der buckeligen Leidenfroſt ausgekeift zu werden.

Höre Monika, ich kann mir recht denken, welche Freude die gute Prinzeß heute über ihre Schöpfung haben muß.

Und ich, wie die Fürſtin ſich darüber ärgern muß.

Pfui, Monika.

Was willſt du?

Laß uns aufräumen.

Uns? Ich ſehe, daß nur meine Sachen in Unordnung ſind.

Ich helfe dir.

Ich hätte beinahe Luſt, Alles ſo liegen zu laſſen, wie es liegt.

Warum denn das wieder?

Um der buckeligen Leidenfroſt einen Aerger, und der Fürſtin eine Freude zu machen.

Und der armen Prinzeß einen Verdruß?

Trägt ſie nicht die Schuld, daß ich hinter dieſen Mauern ſitzen und mein junges Leben in dummen Träumen zubringen muß? Meine Mutter hätte vielleicht am Ende nachgegeben und ich wäre Frau Oberförſterin geworden —

Eine Bürgerliche?

Bürgerlich oder adlig, wenn nur glücklich! Iſt das denn eine adlige Beſchäftigung, an ſo grober Leinwand nähen zu müſſen, wie das Zeug, an dem ich hier arbeite, und das du, gutes Kind, da auf der Erde mühſam zuſammenſuchſt, während ich, die es in ihrer Unordnung herumgeworfen hat, ruhig dabei ſtehe und plaudere?

Ich finde nur die Nähnadel nicht.

Laß ſie liegen.

Die ſtrenge Schweſter Pankrazia —.

Ich kratze ihr die Augen aus, wenn ſie ein Wort ſagt.

Aber die gute Prinzeß! Erinnerſt du dich denn nicht, wo du ſie gelaſſen haſt?

Wen, die Prinzeß?

Die Nadel.

Ich glaube, ich habe ſie in Gedanken mit auf das Ruhebett genommen.

Mein Gott, wie unvorſichtig!

Pah!

Höre, Schweſter Monika, aber werde mir nicht böſe.

Nun?

Bürgersfrauen müſſen ſehr ordentlich ſein.

Du denkſt an die bürgerliche Oberförſterin?

Ich dachte daran.

Das iſt ganz etwas Anderes. Die Liebe! Ach, Angelika, die Liebe! Die Liebe im friſchen, grünen Walde, an der Seite eines braven Mannes, blühender Kinder —! Und hier die Langeweile, die tödtende Langeweile, in den traurigen Krankenſälen, hinter den ſtillen, langen, unendlich langen Mauern! Ha, ich

wollte, die Prinzeſſin ſäße mit ihrem Diakoniſſenhauſe, wo der Pfeffer wächſt und die Heiden bekehrt werden. — Aber horch, da ſcheinen ſie ſchon zu kommen, um Inſpection zu halten, wie die gute Schweſter Veronika ſagt, um zu ſehen, ob für den hohen Beſuch Alles in Ordnung ſei. Ich höre die Krücke der Oberin und das Knurren der Leidenfroſt.

Ich höre nur die Krücke.

Jetzt fängt die Komödie an.

Komödie?

Oder eigentlich erſt die Vorbereitung. Die Oberin iſt die Maſchiniſtin, und die Leidenfroſt die Lampenputzerin. —

Schäme dich, Monika!

Iſt der ganze Beſuch denn etwas Anderes, als ein Schauſpiel? Nur mit dem Unterſchiede, daß blos handelnde Perſonen da ſind, und das Publikum fehlt. Selbſt Ihre Hoheit die Fürſtin agirt mit. Aber ſtill.

Das Cabinet, wie auch der anſtoßende Krankenſaal, lag an einem langen Corridor. In dieſem hörte man mehrere Perſonen ſich nahen.

Eine ältliche dienende Schweſter öffnete die Thür des Cabinets, und zog ſich dann beſcheiden zurück. Zwei Diakoniſſen traten in das Cabinet. Sie waren gleichfalls ältliche Schweſtern, aber keine dienenden.

Die Eine, die zuerſt eintrat, lahmte und mußte ſich auf einen Krückſtock ſtützen. Sie hatte ein kränkliches, aber ſehr ernſtes, ſtrenges Ausſehen. Es war die Oberin. Als ſolche zeichnete ſie nicht ihre Kleidung aus, aber ein großes ſchwarzes Kreuz, das ſie an einem ſchwarzen Bande über der Bruſt trug. Die Andere, die ihr folgte, Fräulein von Leidenfroſt, mit ihrem Diakoniſſennamen Schweſter Pankrazia, war eine lange Dame, mit einem hohen Höcker, einer langen, ſpitzen Naſe, mit ſchmalen, blauen Lippen und lauernden, grauen Augen.

Die dienende Schweſter folgte den beiden Damen, blieb aber an der Thür zurück.

Die beiden jungen Schweſtern gingen der Oberin entgegen und küßten ihr die Hand.

Die Oberin blieb, ernſt muſternd, in der Mitte des Cabinets ſtehen.

Die Schweſter Pankrazia ging muſternd in alle Ecken und Winkel.

Die Oberin ſchien wenigſtens nicht unzufrieden zu ſein.

Ich freue mich, liebe Schweſtern, bei Ihnen recht gute Ordnung zu finden.

Schweſter Pankrazia rümpfte die ſpitze Naſe und zuckte mit dem hohen Höcker, ſchwieg aber.

Auch fleißig ſind Sie, fuhr die Oberin fort. Ich ſehe, Sie haben Beide gearbeitet.

Schweſter Pankrazia rümpfte die Naſe ſtärker und ſprach:

Die Eine der Damen ſcheint ſo fleißig geweſen zu ſein, daß ſogar die Nadel verbraucht iſt. Ich ſehe ſie wenigſtens nicht mehr.

Die Schweſter Beate erſchrak. In ihrem Schreck eilte ſie zu dem Ruhebette, um ſie jetzt noch dort zu ſuchen.

Die Schweſter Monika aber ſagte keck und etwas herausfordernd zu der „buckeligen Leidenfroſt“:

Sie brach ab und da warf ich ſie fort.

Schweſter Pankrazia hatte jedoch die verdächtige Bewegung der Schweſter Beate nach dem Ruhebette hin bemerkt; ſie folgte ihr, und ihre ſcharfen Augen entdeckten bald in einem Kiſſen die Nadel.

Iſt dieſe Nadel zerbrochen, Schweſter?

Nein, Schweſter.

Sie haben ſich zu verantworten, ſagte die Oberin ſtrenge.

Ich hatte ſie in Reſerve.

Im Bette, Schweſter?

Es ſind Kinder, bemerkte boshaft Schweſter Pankrazia.

Meine Schweſtern, ſagte, etwas feierlich, die Oberin, uns Allen wird heute ein großes Glück, eine beſondere, hohe Ehre zu Theil. Ihre Hoheit, die Prinzeß Adelheid, die erhabene Stifterin und Protektorin dieſer frommen und edlen Anſtalt, wird nicht nur uns die Ehre ihres Beſuches ſchenken, ſondern auch Ihre Hoheit die Fürſtin zu uns führen, und unſere erhabene Landesmutter wird heute zum erſten Male mit ihrer gnädigen Gegenwart uns beehren. Ich hoffe, daß Sie Alle dieſes außerordentliche Ereigniß, die hohe Gnade, die uns wird, zu würdigen wiſſen werden, beſonders im Hinblick auf die bekannte große Frömmigkeit der edlen Fürſtin. Sie werden heute doppelt ſorgſam auf ſich achten, keine weltliche Bewegung ſehen, keinen unchriſtlichen Laut hören zu laſſen. Ich bin bei der Gelegenheit aufmerkſam darauf geworden, daß wir zwar in den Krankenſälen hinreichend mit Bibeln und Gebetbüchern verſehen ſind, daß dieſe aber in den Cabineten der Damen noch fehlen. Wir ſind noch neu hier. Eine Dienerin wird Ihnen gleich welche bringen. Legen Sie ſie ſofort offen auf Ihren Arbeitstiſch da. Und nun, begleiten Sie mich in den Krankenſaal, damit Sie, wenn die Erlauchten Frauen kommen, im Stande ſind, über Alles geläufige Auskunft —

Die hochwürdige Frau wurde durch eine raſch eintretende dienende Schweſter unterbrochen.

Hochwürden Gnaden —

Die Fürſtin ſchon da?

Nein, aber der Polizeiinſpector Steiner bittet Eure Hochwürden Gnaden, ihn ſofort vorzulaſſen.

Er muß warten bis nach dem Beſuch.

Er iſt ſehr dringend. Er ſei auf Befehl des Herrn Polizeipräſidenten da, ſagte er.

So mag er kommen.

Wohin befehlen Eure Hochwürden Gnaden?

Führen Sie ihn hierher.

Hierher?

Um der Kürze meiner Zeit willen.

Die Oberin ſann noch nach, vielleicht darüber, welche dringende Angelegenheit den Polizeiinſpector gerade jetzt herführe, als dieſer ſchon eintrat.

Mein Herr, ich habe nur wenige Zeit, ich erwarte jeden Augenblick einen Beſuch Ihrer Hoheiten der Fürſtin und der Prinzeß Adelheid.

Ich habe Kenntniß davon, gnädige Frau, und ich werde mit meinem Auftrage mich möglich beeilen.

Die Oberin neigte vornehm den Kopf, wie zum Zeichen, daß ſie Eile erwarte.

Geſtern Nachmittag iſt hier eine Frau eingebracht

worden, die durch einen Sprung aus dem Fenſter das Bein gebrochen hatte?

So iſt es.

Frau Margaretha Heimann nennt ſie ſich?

Ich glaube.

Heute früh iſt ferner ein Mann in heftigem Fieber eingebracht?

Mehrere.

Der, den ich meine, nennt ſich Chriſtoph Schmidt.

Ein ſolcher iſt hergebracht.

Mit einem blödſinnigen Kinde?

Ja.

Ich habe im Auftrage des Herrn Polizeipräſidenten einige Bitten.

Die Oberin neigte wieder vornehm zuſtimmend das Haupt.

Die drei Perſonen gehören zuſammen. Dies iſt wenigſtens wahrſcheinlich; der Polizei iſt Alles daran gelegen, es genau feſtzuſtellen. Der Mann und die Frau ſind gefährliche Verbrecher.

Die Oberin ſeufzte.

Meine erſte Bitte iſt, dafür Sorge tragen zu wollen, daß Beide hier nicht zuſammentreffen, auch ſonſt in keiner Weiſe mit einander correſpondiren können.

Die Ordnung dieſes Hauſes bringt das ohnehin mit ſich.

Keiner der Beiden darf auch von dem Aufenthalte, noch von der Exiſtenz des anderen etwas erfahren.

Wie der Herr Polizeipräſident wünſcht.

Dagegen müſſen Beide unter fortwährende genaueſte Aufſicht geſtellt werden.

Auch das bringt die Ordnung dieſes Hauſes mit ſich.

Ich meine unter die Aufſicht einer zuverläſſigen Perſon, die beſonders auf die Worte achtet, welche der Mann in ſeinem Fieber und die Frau in den Paroxismen des Wundfiebers unbewußt ausſprechen.

Mein Herr, es wachen nur Diakoniſſen bei den Kranken hier.

Ich weiß das, gnädige Frau.

Die Schweſtern ſtehen mit mir, die ich nur die erſte unter ihnen bin, im Dienſte der chriſtlichen Nächſtenliebe, nicht eines polizeilichen Spionirſyſtems. Sagen Sie das dem Herrn Polizeipräſidenten, wenn Sie eben gleichfalls in ſeinem Auftrage redeten.

Ich ſprach nur in dieſem.

So bringen Sie ihm meine Antwort.

Es handelt ſich um einen wichtigen Gegenſtand.

Er kann nicht über der Ehre dieſes Hauſes ſtehen, die ich zu vertreten habe.

Um die Ermittelung eines ſchweren Verbrechens.

Möglich.

Das erbetene Entdeckungsmittel iſt eine gewöhnliche polizeiliche Maßregel.

Mein Herr, es iſt in meinen Augen ein höchſt verwerfliches. Den Traum eines Menſchen, zudem den Fiebertraum eines armen Kranken, belauſchen, um dadurch zu gewinnen, daß er Zeugniß ablege gegen ſich ſelbſt, gegen ſeine nächſten Angehörigen, den, dem wildeſten Menſchen heiligen Zuſtand der Krankheit mißbrauchen, um einen Unglücklichen zum unbewußten Denuncianten gegen ſich ſelbſt, des Mannes gegen die Frau, der Frau gegen den Mann zu machen, ſich ſelbſt, den nächſten Freund des Lebens, in das Zuchthaus, vielleicht auf das Schaffot zu liefern, das, mein Herr, enthält für mein ſittliches Gefühl etwas ſo durchaus Empörendes, daß ich nie meine Hand dazu bieten könnte.

Der Polizeiinſpector ſchien nicht ungewandt zu ſein, jedenfalls die Dame, mit der er es zu thun hatte, beſſer zu kennen, als ſie ſich ſelbſt.

Gnädige Frau, verſetzte er, ich ehre vollkommen Ihre Anſichten. Ich würde ſie vollkommen theilen,

und ſie zur unverbrüchlichen Richtſchnur nehmen, wenn ich die Ehre hätte, mich auf einem ſo hohen Standpunkte zu befinden, wie Sie. Sie werden ſchon danach ſo gnädig ſein können, mir Glauben zu ſchenken, wenn ich Sie verſichere, daß ich nicht richtig von Ihnen verſtanden ſein muß.

Erklären Sie ſich, wenn ich bitten darf.

Die gnädige Frau halten die beiden Perſonen, um die es ſich handelt, für Eheleute.

Sie ſelbſt bezeichneten ſie ſo.

Sie gelten dafür. Sie leben aber in einem ſchmachvollen, gottloſen Concubinat.

Die Frau wäre —?

Die Concubine, die gefährliche, die verſchmitzteſte Concubine eines der gefährlichſten Verbrecher.

Sie haben Beweiſe?

Die vollgültigſten.

Concubine? O, pfui!

Der Ausdruck des vollſten inneren Abſcheues malte ſich in dem ſtrengen Geſichte der Oberin.

Sie ſah ſich nach der Schweſter Pankrazia um. Deren ganzes Geſicht, Naſe und Höcker, rümpften und zuckten denſelben ſittlichen Abſcheu.

Concubine? rief ſie mit einer Stimme des tiefſten Entſetzens.

Die Schweſter Beate war vor Entrüſtung blaß geworden.

Die Schweſter Monika kämpfte mit einer Verlegenheit, in der ſie vor ſich niederblickte, und mit einem Zorne, mit dem ſie in das triumphirende Geſicht des Polizeibeamten ſah.

Concubine? wiederholte die Oberin. Das verändert die Sache. Der Sünde darf man keinen Vorſchub leiſten.

Die gnädige Frau erlauben mir dann auch wohl eine dritte Bitte, die ich vorzutragen hätte?

Sprechen Sie.

Vielleicht würde dadurch die Nothwendigkeit eines Aushorchens beſeitigt. Erlauben die gnädige Frau mir, ein Verhör mit der Perſon anzuſtellen.

Ich habe nichts dagegen.

Sofort?

Ich bitte nur, ſich zu beeilen, bevor Ihre Hoheiten kommen.

Der Kampf der Schweſter Monika zwiſchen ihrem Zorne und ihrer Verlegenheit hatte fortgedauert. Er war auf einmal zu Ende.

Sie trat entſchloſſen vor die Oberin.

Hochwürden Gnaden, die unglückliche Frau kommt ſoeben aus dem chirurgiſchen Saale, von einer ſchrecklichen Operation.

Was ſoll das, Schweſter?

Sie hat geſtern den ſchweren Fall gethan, ſie liegt ſeit beinahe vierundzwanzig Stunden ſchon in den furchtbarſten Schmerzen.

Kommen Sie zum Ziele, Schweſter.

Ein Verhör dieſes Herrn in dieſem Augenblicke muß die Unglückliche tödten, wäre grauſamer, tauſendmal grauſamer, als jene Spionage.

Sie vergeſſen ſich, Schweſter Monika.

O gnädige Frau, ich beſchwöre Sie —.

Bekümmern Sie ſich um Ihre Sachen.

Liebe, gnädige Frau —.

Ich befehle Ihnen, zu ſchweigen.

Die Schweſter Monika trat zurück. Das ſchöne Geſicht war vom Schmerze entſtellt; die ſchelmiſchen Augen ſprüheten Zorn unter hervorbrechenden Thränen.

Der Polizeiinſpector war auf einen Wink der Oberin in den Krankenſaal gegangen. Eine dienende Diakoniſſe geleitete ihn dort.

Folgen Sie mir, Schweſtern! befahl die Oberin.

Sie wollte ſich gleichfalls in den Saal begeben.

In dieſem Augenblicke ſtürzte beinahe athemlos eine dienende Schweſter in das Cabinet.

Die Hoheiten! rief ſie keuchend. Sie ſind ſchon da. Unten. Sie waren hinten vorgefahren. Die

Fürſtin will überraſchen, Euer Hochwürden Gnaden. Hier. Alle mußten auf ihrem Platze bleiben. Keiner ſollt ſich rühren. Keine Mittheilung an Eure Hochwürden Gnaden. Sie folgen mir.

Die Oberin wurde etwas verlegen.

Ueberraſchen? ſagte ſie halblaut für ſich. Hier? Das geht gegen die Prinzeſſin. Aber, mag ſie kommen. Deſto beſſer. Sie wird nun ſelbſt an eine Ueberraſchung glauben. Schweſtern, aufgepaßt. Niemand weiß von dem hohen Beſuche. Verſtehen Sie mich?

Die Schweſtern verneigten ſich gehorſam.

Nur Schweſter Monika blieb trotzig und gerade ſtehen, wie eine junge Tanne im Walde, vor der vielleicht in dem nämlichen Augenblicke träumend ihr Oberförſter ſtand.

Draußen im Corridor hörte man ſchon ganz nahe an der Thür die nahenden Schritte mehrerer Perſonen.

Die Oberin trat halb in den Krankenſaal hinein. Auf der Schwelle blieb ſie ſtehen, nach der Thüre zum Corridor ſich umwendend, als wenn ſie in dieſem Momente erſt Tritte nahender Perſonen gehört habe und erwarten wolle, wer es ſei.

Die Thür vom Corridor öffnete ſich.

In das Cabinet traten ein die Fürſtin, eine

magere Dame, die Prinzeß Adelheid, eine große, ziemlich korpulente Dame, zwei andere Damen, von denen die eine im mittleren Alter ſtand, die andere jünger war. Sie ſchienen Damen des Hofes zu ſein. Eine dienende Diakoniſſe folgte.

Die Oberin kehrte ſofort von der Schwelle des Krankenſaales zurück, und ging ehrerbietig dem Beſuche entgegen, während ihre Begleitung ſich hinter ihr gruppirte.

Welche hohe, überraſchende Gnade wird dieſem Hauſe und ſeinen Bewohnern zu Theil!

Ueberraſche ich in der That, Fräulein von Bandau? fragte die Fürſtin, indem ſie einen ſcharfen und mißtrauiſchen Blick auf die Oberin und in dem Zimmer umher warf.

Eure Hoheit finden uns mitten in unſerem täglichen Berufe.

Ich ſtöre ihn doch nicht?

Die Gegenwart unſerer erhabenen Landesmutter, zumal in Geſellſchaft unſerer hohen Beſchützerin, kann auf die Ausübung eines Berufes der chriſtlichen Liebe nur belebend und fördernd einwirken.

Dieſe jungen Damen?

Schweſter Beate, Fräulein von Schwarzhof; Schweſter Monika, Fräulein von Weißenfels.

Die beiden jungen Damen verneigten ſich tief, auch die junge Tanne, Schweſter Monika.

Naſe und Höcker der Schweſter Pankrazia wurden ſehr unruhig.

Die Oberin bemerkte es.

Schweſter Pankrazia, Fräulein von Leidenfroſt, fuhr ſie vorſtellend fort.

Die Fürſtin ſah ſich wiederholt in dem Cabinete um.

Sehr zweckmäßig eingerichtet. Sehr ſauber und einfach Alles.

Das Lob that der Oberin wohl; eine gewiſſe Beklemmung ſchien ſie mehr und mehr zu verlaſſen.

Die Prinzeſſin Adelheid ſchien befangener, beinahe etwas ängſtlich zu werden, als wenn ſie in dem Lobe den Eingang zu einem deſto ſchwereren Tadel erblicke.

Die Fürſtin war an den Arbeitstiſch getreten.

Wer war mit dieſer Arbeit beſchäftigt?

Die beiden jungen Schweſtern.

Wirklich? Der Fleiß iſt anzuerkennen.

Die Oberin verneigte ſich mit den beiden jungen Schweſtern.

Die Prinzeß Adelheid trat vor.

Die guten Kinder, ſagte ſie. Immer ſo fleißig. Wachen und Arbeiten, nach der Bibel. Und ſo grobe

Arbeiten! Die feinen, zarten Hände. Betrachte einmal dieſe grobe Leinwand, liebe Nieçe. Die guten, fleißigen Kinder!

Ja, ja, liebe Tante. In der Bibel ſteht aber auch noch mehr. Der Menſch ſoll nicht blos wachen und arbeiten, er ſoll auch beten. Ich ſehe mich vergebens nach einer Bibel und einem Gebetbuche in dieſem Zimmer um.

Die Prinzeß Adelheid wurde roth vor Aerger.

Die Oberin wurde blaß vor Schreck.

Die Schweſter Pankrazia trat keck vor.

Euer Hoheit, Bibel und Gebetbuch ſind ſo eben von hier in den Krankenſaal gebracht.

Dort fehlten ſie alſo?

Für den Augenblick in hinreichender Zahl, weil heute ungewöhnlicher Zuwachs an Kranken gekommen war.

Ich danke Ihnen.

Die Prinzeß und die Oberin hatten ſich von ihrem Aerger und Schreck erholt. Die fromme Schweſter Beate entſetzte ſich über die freche Lüge. Die Schweſter Monika warf der Lügnerin einen Blick zu, welcher ſagte: Wenn ich nicht Ihre lange, ſpitze Naſe fürchtete, mein Fräulein, ſo könnte ich Sie küſſen.

Die Fürſtin wurde freundlicher, ſei es, weil ſie

glaubte und darum befriedigt war, oder weil ſie nicht glaubte, und durch den Stachel ſich befriedigt fühlte, den ſie zurückgelaſſen hatte.

Liebe Bandau, hätten Sie die Güte, uns in die Krankenſäle zu führen?

Zu Eurer Hoheit Befehl.

Sie gingen in den Krankenſaal.

Es war der Saal für die ſchwerkranken Frauen, die jedoch nicht an anſteckenden Krankheiten litten. Der Saal war lang, breit, geräumig. Die Betten der Kranken ſtanden in zwei Reihen an den beiden langen Seitenwänden, ſo, daß ein breiter, leerer Gang in der Mitte blieb. Jedes Bett war mit einem beweglichen Schirme verſehen; jede Kranke lag ſo für ſich allein, ohne die Leiden und Qualen der anderen ſehen zu müſſen, ohne von den anderen geſehen zu werden. Für je drei Kranke war eine Diakoniſſe zur Aufſicht und Pflege beſtimmt; beſonders ſchwere Kranke hatten außerdem eine beſondere Wärterin. Der Saal hatte zu jeder ſeiner beiden Enden eine Thür; an jeder dieſer Thüren wachte noch eine Diakoniſſe. Neben jedem Bette befand ſich ein kleiner Nachttiſch mit Arzenei. Jede Diakoniſſe hatte noch ihren beſonderen Tiſch mit Arzeneien und Werkzeugen für etwaige beſondere Zufälle, die den Kranken zuſtoßen möchten, und mit einer

Bibel und einem Gebetbuche. Wie die Einrichtung, ſo waren Ordnung und Reinlichkeit in dem Saale muſterhaft.

Das ſcharfe Auge der Fürſtin konnte auch nicht die geringſte Veranlaſſung zu einem Tadel finden. Die Prinzeſſin Adelheid warf der Oberin geheime, triumphirende Blicke zu. Die ältere der beiden Damen im Gefolge der Fürſtin bemerkte dieſe. Was die Fürſtin ſchon vergeſſen zu haben ſchien, nahm ſie dienſtfertig wieder auf.

Ich finde hier Alles ausgezeichnet, ſagte die Fürſtin. Welche große Verdienſte erwirbſt du dir, liebe Tante. Ihnen, der würdigen Oberin, mein Compliment. Vergeſſen Sie nur ja über dem Körperheil der Ihnen anvertrauten Kranken nicht das Seelenheil der Unglücklichen. Nur dadurch erhält dieſe Anſtalt ihren eigentlichen Werth, kann ſie würdig in die Reihe treten mit den anderen großartigen Inſtitutionen der Zeit für das Wohl der Menſchheit, ſelbſt vielleicht mit denen für die Erleuchtung jener Millionen von unglücklichen Weſen, die in fernen Ländern, des chriſtlichen Lichtes beraubt, in ſchrecklicher Finſterniß leben. Ich darf, ich muß jene Sorge Ihnen anempfehlen, Fräulein Bandau; denn gerade uns Fürſten liegt jetzt die hohe und ſchwere Sorge auch für das ewige Heil der

Menſchen ob, ſeitdem die Unterthanen durch Losreißen von den Thronen immer mehr auch von der Gottheit ſich losreißen.

Die Befehle Eurer Hoheit, erwiederte die Oberin, werden mich doppelt über Erfüllung einer Pflicht wachen laſſen, die auch Ihre Hoheit, die erhabene Schöpferin dieſer Anſtalt, mir ſo dringend an das Herz legte, und die ich gleich bei Uebernahme meines ſchweren Amtes als meine heiligſte erkannte.

Man hatte das Ende des Saales, und hier das letzte Krankenbett erreicht. In dem Bette ſchien eine der ſchwerſten Kranken zu liegen. Das abgemagerte Geſicht war entſtellt, wie von erduldeten heftigſten Schmerzen. Sie lag in dieſem Augenblicke in einem ſtarken Fieber, in welchem ſie den Kopf, ſo wie Hände und Füße unruhig hin und her bewegte. Eine Diakoniſſe ſaß an der Seite des Bettes, bemühet, die Heftigkeit ihrer Bewegungen zurückzuhalten, wenigſtens zu mildern.

An der anderen Seite des Bettes ſtand der Polizeiinſpector Steiner, genau achtend auf jede Bewegung der Kranken. Der Bettſchirm verbarg ihn einem Theile der Näherkommenden.

Die ältere Dame im Gefolge der Fürſtin hatte mit einer gewiſſen Sorgſamkeit jedesmal ihren Blick

auf Bibel und Gebetbuch geworfen, die auf den Tiſchen der Diakoniſſen lagen. An den letzten Tiſch trat ſie näher heran. Sie nahm die Bücher in die Hand, ſchlug die Deckel auf und ſah hinein, Alles mit einer offenen Gefliſſenheit, um die Aufmerkſamkeit der Fürſtin auf ſich zu ziehen.

Ah, vortrefflich, ſagte ſie.

Sie erreichte ihren Zweck.

Was finden Sie vortrefflich, liebe Ankar? fragte die Fürſtin.

Ich finde hier Ausgaben des rauhen Hauſes bei Hamburg.

Das freut mich.

Darf ich fragen, wandte ſich das Fräulein von Ankar an die Oberin, ob in dem Cabinet der jungen Schweſtern die nämlichen Ausgaben ſich befanden?

Wir führen hier nur dieſe.

Das Fräulein von Ankar hatte den eigentlichen Zweck ihrer Frage nicht erreicht.

Die Fürſtin fragte die Oberin:

Haben Sie nicht auch andere Schriften des rauhen Hauſes angeſchafft?

Bis jetzt noch nicht, Hoheit.

Auch nicht die der Baſeler Miſſionsanſtalten?

Ich werde mich in dieſen Tagen an ſie wenden.

Vergeſſen Sie das ja nicht. Du, liebe Tante, biſt wohl ſo gütig, daran zu erinnern.

Die Oberin verneigte ſich tief, die Prinzeſſin leicht; beide ihren Aerger unterdrückend.

Das Fräulein von Ankar gab ihren Zweck nicht auf. —

Hoheit, ſagte ſie zu der Prinzeſſin Adelheid, haben Alles hier mit außerordentlicher Munificenz ausgeſtattet.

Finden Sie das? erwiederte die Prinzeß kurz.

Man muß ſchon, im Kleinſten wie im Großen. Auch dieſe frommen Bücher! Jeder Tiſch iſt damit verſorgt. Zwar vorhin in dem Cabinet der jungen Schweſtern — Ah, gute Schweſter Pankrazia, ſollten Sie nicht im Irrthum geweſen ſein? Ich habe hier nirgends bemerkt, daß ein Buch fehlte, oder aber auch überflüſſig geweſen wäre.

Die Oberin und Schweſter Pankrazia erblaßten.

Die Prinzeß Adelheid warf der Dame einen wüthenden Blick zu.

Die Fürſtin war aufmerkſam geworden, ſie öffnete den Mund, um zu fragen, und Fräulein von Ankar bekam ein triumphirendes Geſicht.

Auf einmal bemerkte die Fürſtin den Polizeibeamten an dem Bette der Kranken.

Was iſt das? rief ſie.

Die Schweſter Monika trat unwillkürlich raſch vor. Freilich beſann ſie ſich in dem nämlichen Augenblicke, daß ſie nicht ſprechen dürfe.

In dieſem Bette, antwortete die Oberin, liegt eine ſchwere Verbrecherin, die von der Polizei verfolgt wird.

Welcher Verbrechen wird ſie beſchuldigt?

Ich weiß es in der That nicht.

Wie? Das wiſſen Sie nicht?

Sie iſt erſt geſtern eingebracht. Sie konnte kaum ſprechen.

Liebe Bandau, nach den ſittlichen Gebrechen müſſen Sie ſich immer zuerſt erkundigen. Wie können Sie ſonſt für das Seelenheil ſorgen? Laſſen Sie den Beamten herkommen.

Schweſter Pankrazia winkte den Polizeiinſpector herbei.

Was hat die Frau verbrochen? fragte die Fürſtin den Beamten.

Der Beamte verbeugte ſich bis beinahe zur Erde.

Sie iſt eine gefährliche Diebin.

Ah, eine Diebin.

Die Fürſtin warf die Frage in einer Art von ſchreckhafter Ueberraſchung, unwillkürlich hin.

Das Fräulein von Ankar hatte die Farbe gewechſelt.

Eine der gefährlichſten Ladendiebinnen, verſicherte der Beamte mit Wichtigkeit.

Das Fräulein von Ankar zuckte zuſammen.

Der Prinzeß Adelheid war das Erſchrecken weder der Fürſtin, noch der Hofdame entgangen. Ein ſonderbarer Argwohn ſchien plötzlich ſich ihrer zu bemächtigen. Sie ſtand nachdenkend, lauernd.

Sie wurde, fuhr der Beamte fort, glücklich, der Fürſtin eine, wie er meinte, wichtige Mittheilung machen zu können; ſie wurde zuletzt im vorigen Jahre hier in der Reſidenz über einem beträchtlichen Ladendiebſtahle ertappt. Sie ward zu mehrjährigem Zuchthauſe verurtheilt. Vor einigen Wochen war ſie gewaltſam aus dem Zuchthauſe befreit worden, mit großer Verwegenheit. Seitdem hatten wir jede Spur von ihr verloren, bis geſtern ein Zufall ſie uns entdeckte.

Der Fürſtin war die Aufmerkſamkeit der Prinzeß nicht unbemerkt geblieben. Mehr aus Verlegenheit, als aus Intereſſe ſagte ſie zu dem Beamten:

Es ſcheint mir eine große Frechheit zu verrathen, daß die Perſon gerade hierher zurückkehrte.

Sie muß, erwiederte der Beamte, allerdings einen beſonderen Grund dazu gehabt haben, den wir zu ermitteln ſuchen.

Die Prinzeß Adelheid hatte einen Entſchluß gefaßt, und zwar einen boshaften.

Sollte die Perſon nicht, fragte ſie den Polizeibeamten, an dem myſteriöſen Ladendiebſtahle betheiligt ſein, der vor Kurzem in dem Baudis'ſchen Locale verübt iſt?

Die erlauchte Dame begleitete dieſe Frage mit einem ſpöttiſchen Blicke, der, von dem Beamten leicht über die Fürſtin hingleitend, auf dem Fräulein von Ankar ruhen blieb.

Das Fräulein nahm alle ihre Kraft zuſammen, den Blick auszuhalten.

Die Fürſtin warf jetzt der Prinzeß einen wüthenden Blick zu.

Der Polizeibeamte, der unzweifelhaft wenigſtens die Rolle der Fürſtin in Bezug auf jenen Ladendiebſtahl kannte, wagte nicht, die Augen aufzuſchlagen.

Sie antworten mir nicht, mein Herr? Sie verfolgen wohl meinen Gedanken weiter? Laſſen Sie ihn nicht fallen; er könnte zu intereſſanten Entdeckungen führen.

Die Fürſtin ſah ein zunehmendes heftiges Zittern des Fräulein von Ankar.

Wenn es dir gefällig wäre, liebe Tante. Meine Zeit iſt gemeſſen; ich habe noch einen Beſuch im

Miſſionshauſe verſprochen. Ich bin hier vollkommen befriedigt. Ich kann dir nur wiederholt meinen Dank ausſprechen, und Ihnen, Fräulein Bandau, meine Zufriedenheit.

Die Fürſtin verließ mit einem leichten Neigen des Kopfes den Saal. Die ſämmtlichen Damen folgten ihr, auch die beiden jungen Schweſtern Beate und Monika.

Der Polizeiinſpector kehrte zu dem Bette der Kranken zurück.

Wird dieſer Paroxismus noch lange anhalten? fragte er die am Bette ſitzende Diakoniſſe.

Die eigentliche Aufregung iſt vorüber, antwortete die Schweſter. Die Kranke liegt jetzt in einem Zuſtande des halben Wachens und halben Träumens. Er iſt Folge der großen Schwäche, und kann daher anhalten bis heute Abend, wenn das Wundfieber wieder zunimmt.

Dem Beamten ſchien plötzlich etwas einzufallen.

Ein traumähnlicher Zuſtand? Da könnte man wohl mit ihr reden?

O, wohl. Sie wird hören und antworten, aber Beides unbewußt. Wir beobachten oft ſolche Zuſtände.

Die Augen des Beamten wurden erwartungsvoll.

Verhalten Sie ſich ganz ruhig, Schweſter. Oder

beſſer, treten Sie für einige Augenblicke auf die Seite. Ich habe mit der Kranken zu ſprechen. Sollte Ihre Hülfe nöthig ſein, ſo werde ich Sie auf der Stelle rufen.

Die Diakoniſſe gehorchte.

Der Inſpector ſetzte ſich auf ihren Stuhl an dem Bette.

Er ſah die Kranke eine Weile an. Sie lag ſchlummernd. Der Ausdruck körperlichen Leidens war aus ihrem Geſichte verſchwunden. Der Ausdruck der Ruhe, freilich der Ruhe der Abſpannung, ſprach ſich dagegen in den Zügen aus, deren frühere Schönheit, trotz der Abhärmung des Geſichts, dadurch wieder hervortrat. Man hätte, wenn der Athem und eine feine Röthe auf den Wangen nicht das Leben gezeigt hätten, meinen müſſen, das Bild einer ſchönen Todten zu ſehen. Jedenfalls mußte ihr Anblick tiefes Mitleiden, und in dem Gedanken an die Nähe des Todes ſelbſt eine gewiſſe Ehrfurcht einflößen.

Dem Polizeibeamten waren dieſe Gefühle fremd.

Er beugte ſich über das Geſicht der Kranken.

Margarethe, flüſterte er leiſe.

Die Kranke hörte ihn.

Wo iſt das Kind? fragte die ſchwache Stimme der armen Frau, deren Gedanken auch im Traume

zunächſt nur mit ihrem hülfloſen Kinde beſchäftigt zu ſein ſchienen.

Es geht ihm gut.

Es hungert nicht?

Wir haben ja noch auf lange Zeit Vorrath.

Die Kranke ſchien ſich zu beſinnen.

Das iſt wahr. Von dem Gelde des Fremden.

Von welchem Fremden ſprichſt du?

Du weißt ja. Habe ich dir denn nicht erzählt?

Nein.

O doch, beſinne dich.

Der Korb war von ihm?

Der Korb? Was ſprichſt du? Es iſt ja mein Korb.

Ich hatte es vergeſſen. Aber erzähle mir von dem Fremden.

Nun, er gab mir das Geld für das Fleiſch und die Arzenei. Er wollte zu uns kommen. Iſt er denn noch nicht da geweſen?

Ich weiß ja nicht, wie er heißt.

Du ſelbſt nannteſt mir ſeinen Namen. Aber höre, ich glaube doch, daß du Unrecht haſt.

Worin ſollte ich Unrecht haben?

Daß er es wäre.

Und warum glaubſt du das?

Ach, mir thut der Kopf ſo weh.

Die Kranke wollte die Hand nach der Stirn bewegen; ſie war zu matt dazu; die Hand fiel erſchlafft zurück.

Der Beamte machte eine Pauſe, vielleicht mehr, um über neue Fragen nachzudenken, als um die Kranke zu ſchonen.

Margarethe, hob er nach einer Weile wieder an, es war doch wohl unvorſichtig, daß wir hierher nach der Reſidenz zurückkehrten.

Was ſprichſt du denn? Du wollteſt ja —

Freilich. Aber unſer Zweck iſt verfehlt.

Meinſt du? Alſo er iſt es nicht?

Wer?

Nun, er; du haſt ihn alſo nicht gefunden?

Nein. Ich zweifle auch, daß ich ihn finden werde.

Höre, Stephan —

Die Augen des Beamten leuchteten vor Freude und vor Verlangen, als er den Namen hörte.

Höre, Stephan, dann thu mir den Gefallen, mit dem Fritz ſchnell wieder zurückzureiſen.

Mit Fritz?

Nun ja, mit unſerem armen Kinde.

Sehr gern. Es fragt ſich nur, wohin?

Du weißt ja.

Du meinſt, wo wir zuletzt waren?

Du ſprichſt ſo ſonderbar.

Der Beamte ſchien nicht weiter zu können, weil er wahrſcheinlich zu weit gegangen war. Er ſann wieder nach.

Auch die Kranke ſchien unterdeß in ihrem halb bewußten Zuſtande nachgedacht zu haben.

Du biſt doch bei mir, Stephan? fragte ſie, etwas mißtrauiſch.

Gewiß.

Aber, — wie kommſt du denn hier her? Ich kann es mir nicht erklären. Laß dich einmal ſehen.

Das Geſicht des Polizeibeamten fuhr unwillkürlich zurück. Aber es wurde ſchnell wieder zuverſichtlich, als er die matte Kranke anſah und ſich überzeugte, daß der Bettſchirm gerade auf die Stelle, an der er ſich befand, einen tiefen Schatten warf.

Betrachte mich, Margarethe.

Die Kranke ſchien eine Anſtrengung zum Oeffnen der Augen zu machen.

Ach, die Augen ſind mir ſo ſchwer. Es geht nicht. Aber gib mir deine Hand.

Er legte ſeine Hand auf die Kranke.

Du biſt es alſo doch?

Der Inſpector ſchwankte einen Augenblick, ob er

etwas wagen dürfe. Dann ſagte er entſchloſſen, aber nicht ohne daß er die Worte herauspreſſen mußte:

Gewiß bin ich dein Stephan, der Stephan Markowitz.

Er beobachtete mit angehaltenem Athem, welchen Eindruck der Name auf die kranke Frau hervorbringen werde.

Dieſe gerieth in der That in Unruhe.

Sprich den Namen nicht ſo laut aus, ſagte ſie ängſtlich.

Die Augen des Polizeibeamten leuchteten, aber nur vor Freude, nicht mehr vor Verlangen.

Er iſt es! Meine Ahnung hat ſich beſtätigt, hauchten ſeine Lippen, indem er das Geſicht abwandte, daß die Kranke auch den Hauch nicht hören ſolle.

Aber, fuhr er eben ſo leiſe nach kurzer Zeit fort, was mag er hier wollen? Wer iſt jener Andere?

Er wandte ſich wieder zu dem Bette.

Ich denke, du wirſt bald hergeſtellt ſein, Margarethe.

Ja.

Dann reiſen wir Alle zuſammen.

Die Kranke antwortete nicht.

Vielleicht gelingt es mir auch bis dahin noch, ihn zu treffen.

Wen?

Du weißt ja.

Die Frau ſchwieg.

Oder meinſt du, es ſei doch beſſer, daß wir gleich reiſen?

Die Frau antwortete wieder nicht. Die Unterredung, obwohl im Zuſtande der Bewußtloſigkeit geführt, ſchien ſie dennoch angegriffen zu haben. Auf ihren Backenknochen hatte ſich eine dunklere Röthe zuſammengezogen. Ihr Athem war ſchwerer geworden. Sonſt lag ſie völlig unbeweglich.

Der Beamte gab ſeinen Plan, mehr zu erfahren, noch nicht auf.

Sage mir deine Meinung, Margarethe.

Worüber? fragte die Kranke mit Anſtrengung.

Ob ich abreiſen oder hier bleiben ſoll?

Ich weiß es nicht.

Es iſt hier gefährlich.

Ja.

Aber ich möchte ihn doch auch gern finden.

Ja.

Wie meinſt du das?

Was ſagteſt du?

Ich ſagte, daß ich ihn gern finden möchte.

Ach ja. Ich auch.

Du wärſt alſo einverſtanden, daß ich noch bleibe?

Die Frau antwortete wieder nicht.

Und du glaubſt wohl, daß ich ihn noch finden könnte?

Die Frau ſchwieg.

Antworte mir, liebe Margarethe.

Die Kranke machte ſichtbare Anſtrengungen zum Sprechen. Sie bewegte Lippen und Bruſt und ſelbſt die Hände.

Aber ſie konnte nur einige unverſtändliche Worte hervorbringen.

Der Beamte glaubte blos eines derſelben zu verſtehen, und dieſes eine Wort ſchien plötzlich eine ganze Reihe der ſonderbarſten Gedanken und Vermuthungen in ihm zu erwecken.

Der Engländer? fragte er raſch.

Er bekam keine Antwort.

Er wurde ungeduldig, dringend.

Du ſprachſt doch von dem Engländer?

Er wartete, den Athem zurückhaltend, auf Antwort. Vergebens.

Antworte mir, Margarethe. — Was ſagteſt du von dem Engländer? — Du ſprachſt ſo undeutlich. — Du meinteſt doch den reichen Engländer? — Was ſoll ich mit ihm? — Sprich, liebe Margarethe. Von dem Engländer. —

Keine Frage, keine Aufforderung brachte ihm eine Antwort ein. Die Frau ſchien in einen todtähnlichen Schlaf verfallen zu ſein.

Er war unentſchloſſen. Er blickte nach der Diakoniſſe hinüber, die in einiger Entfernung ſtand. Er winkte ſie zu ſich.

Kann man ſie wecken? fragte er.

Die Schweſter ſah prüfend die Kranke an.

Wenn Sie dieſen Schlaf ſtören, ſo wacht ſie gar nicht mehr auf.

Das heißt?

Eine Unterbrechung dieſes Schlafes iſt der Tod.

Teufel, ſprach der Beamte, aber ſehr leiſe für ſich.

Adieu, Schweſter. Achten Sie ja ſorgfältig auf die Kranke.

Er ging.

Die Diakoniſſe ſah ihm nach mit einem Blicke des Abſcheues; ſie ſetzte ſich mit dem Blicke des Mitleids wieder zu dem Bette der Kranken.

Ende des vierten Bändchens.

Princeton University Library
32101 068360153